A 926,365

PROPERTY OF THE
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

838
F68i

Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W35.

Theodor Fontane.

Gesammelte Romane und Erzählungen.

Erste Gesamt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

48 Lieferungen à 50 Pf. oder 12 Bände; geh. 24 M., geb. 33 M.

Inhalt:

L'Adultera. Roman aus der Berliner Gesellschaft.
Ellernklipp. Nach einem Harzer Kirchenbuch.
Graf Petöfy. Roman.
Unterm Birnbaum. Erzählung.
Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.
Cécile. Roman.
Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik.
Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13.
Irrungen, Wirrungen. Berliner Roman.
Stine. Berliner Sitten-Roman.
Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.

Der letzte Band der gesammelten Romane ist mit dem Bilde des Verfassers in Photogravüre geschmückt.

Von den Werken Theodor Fontanes erſchienen bisher in unſerm Verlage folgende Separat-Ausgaben:

L'Adultera. 2. Auflage.
Cécile. Neue Ausgabe.
Graf Petöfy. Neue Ausgabe.
Schach von Wuthenow. Neue Ausgabe.
Stine. 3. Auflage.
Kriegsgefangen. 2. Auflage.
Frau Jenny Treibel.

Irrungen Wirrungen.

Von den Werken Theodor Fontanes erſchienen in unſerem Verlage folgende Separat-Ausgaben:

L'Adultera. Roman.
Cécile. Roman.
Graf Petöfy. Roman.
Schach von Wuthenow. Erzählung.
Stine. Roman.
Kriegsgefangen. Erlebtes.
Frau Jenny Treibel. Roman.
Von vor und nach der Reiſe. Plaudereien.
Meine Kinderjahre. Autobiogr. Roman.
Effi Brieſt. Roman.
Die Poggenpuhls. Erzählung.

Digitized by Google

Irrungen Wirrungen.

Berliner Roman

von

Theodor Fontane.

Vierte Auflage.

Berlin W.
F. Fontane & Co.
1896.

838
F68c

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung, vorbehalten.

Erſtes Kapitel.

An dem Schnittpunkte von Kurfürſtendamm und Kurfürſtenſtraße, ſchräg gegenüber dem „Zoologiſchen", befand ſich in der Mitte der 70er Jahre noch eine große, feldeinwärts ſich erſtreckende Gärtnerei, deren kleines, dreifenſtriges, in einem Vorgärtchen um etwa hundert Schritte zurückgelegenes Wohnhaus, trotz aller Kleinheit und Zurückgezogenheit, von der vorübergehenden Straße her ſehr wohl erkannt werden konnte. Was aber ſonſt noch zu dem Geſammtgeweſe der Gärtnerei gehörte, ja die recht eigentliche Hauptſache derſelben ausmachte, war durch eben dies kleine Wohnhaus wie durch eine Kuliſſe verſteckt und nur ein roth und grün geſtrichenes Holzthürmchen mit einem halb weggebrochenen Zifferblatt unter der Thurmſpitze (von Uhr ſelbſt keine Rede) ließ vermuthen, daß hinter dieſer Kuliſſe noch etwas

141173

anderes verborgen ſein müſſe, welche Vermuthung denn auch in einer von Zeit zu Zeit aufſteigenden, das Thürmchen umſchwärmenden Taubenſchaar und mehr noch in einem gelegentlichen Hundegeblaff ihre Beſtätigung fand. Wo dieſer Hund eigentlich ſteckte, das entzog ſich freilich der Wahrnehmung, trotzdem die hart an der linken Ecke gelegene, von früh bis ſpät aufſtehende Hausthür einen Blick auf ein Stückchen Hofraum geſtattete. Ueberhaupt ſchien ſich nichts mit Abſicht verbergen zu wollen, und doch mußte jeder, der zu Beginn unſerer Erzählung des Weges kam, ſich an dem Anblick des dreifenſtrigen Häuschens und einiger im Vorgarten ſtehenden Obſtbäume genügen laſſen.

* * *

Es war die Woche nach Pfingſten, die Zeit der langen Tage, deren blendendes Licht mitunter kein Ende nehmen wollte. Heut aber ſtand die Sonne ſchon hinter dem Wilmersdorfer Kirchthurm und ſtatt der Strahlen, die ſie den ganzen Tag über herabgeſchickt hatte, lagen bereits abendliche Schatten in dem Vorgarten, deſſen halbmärchenhafte Stille nur noch von der Stille des von der alten Frau Nimptſch und ihrer Pflegetochter Lene miethweiſe bewohnten Häuschens übertroffen wurde. Frau Nimptſch ſelbſt aber ſaß

wie gewöhnlich an dem großen, kaum fußhohen Herd ihres die ganze Hausfront einnehmenden Vorderzimmers und sah, hockend und vorgebeugt, auf einen rußigen alten Theekessel, dessen Deckel, trotzdem der Wrasen auch vorn aus der Tülle quoll, beständig hin und her klapperte. Dabei hielt die Alte beide Hände gegen die Gluth und war so versunken in ihre Betrachtungen und Träumereien, daß sie nicht hörte, wie die nach dem Flur hinausführende Thür aufging und eine robuste Frauensperson ziemlich geräuschvoll eintrat. Erst als diese letztre sich geräuspert und ihre Freundin und Nachbarin, eben unsre Frau Nimptsch, mit einer gewissen Herzlichkeit bei Namen genannt hatte, wandte sich diese nach rückwärts und sagte nun auch ihrerseits freundlich und mit einem Anfluge von Schelmerei: „Na, das is recht, liebe Frau Dörr, daß Sie 'mal wieder 'rüberkommen. Und noch dazu von's „Schloß". Denn ein Schloß is es und bleibt es. Hat ja 'nen Thurm. Un nu setzen Sie sich .... Ihren lieben Mann hab' ich eben weggehen sehen. Und muß auch. Is ja heute sein Kegelabend."

Die so freundlich als Frau Dörr Begrüßte war nicht blos eine robuste, sondern vor allem auch eine sehr stattlich aussehende Frau, die, neben

dem Eindruck des Gütigen und Zuverläſſigen, zugleich den einer beſonderen Beſchränktheit machte. Die Nimptſch indeſſen nahm ſichtlich keinen Anſtoß daran und wiederholte nur: „Ja, ſein Kegelabend. Aber, was ich ſagen wollte, liebe Frau Dörr, mit Dörren ſeinen Hut, das geht nicht mehr. Der is ja ſchon fuchsblank und eigentlich ſchimpfierlich. Sie müſſen ihn ihm wegnehmen und einen andern hinſtellen. Vielleicht merkt er es nich ... Und nu rücken Sie 'ran hier, liebe Frau Dörr, oder lieber da drüben auf die Hutſche .... Lene, na Sie wiſſen ja, is ausgeflogen un hat mich mal wieder in Stich gelaſſen."

„Er war woll hier?"

„Freilich war er. Und Beide ſind nu ein Bischen auf Wilmersdorf zu; den Fußweg 'lang, da kommt keiner. Aber jeden Augenblick können ſie wieder hier ſein."

„Na, da will ich doch lieber gehn."

„O nich doch, liebe Frau Dörr. Er bleibt ja nich. Und wenn er auch bliebe, Sie wiſſen ja, der is nicht ſo."

„Weiß, weiß. Und wie ſteht es denn?"

„Ja, wie ſoll es ſtehn? Ich glaube, ſie denkt ſo was, wenn ſie's auch nich wahr haben will, und bildet ſich was ein."

„O Du meine Güte," ſagte Frau Dörr, während ſie, ſtatt der ihr angebotenen Fußbank, einen etwas höheren Schemel heranſchob: „O Du meine Güte, denn is es ſchlimm. Immer wenn das Einbilden anfängt, fängt auch das Schlimme an. Das is wie Amen in der Kirche. Sehen Sie, liebe Frau Nimptſch, mit mir war es ja eigentlich ebenſo, man blos nichts von Einbildung. Und blos darum war es auch wieder ganz anders."

Frau Nimptſch verſtand augenſcheinlich nicht recht, was die Dörr meinte, weshalb dieſe fortfuhr: „Und weil ich mir nie was in'n Kopp ſetzte, darum ging es immer ganz glatt und gut und ich habe nu Dörren. Na, viel is es nich, aber es is doch 'was Anſtändiges und man kann ſich überall ſehen laſſen. Und drum bin ich auch in die Kirche mit ihm gefahren und nich blos Standesamt. Bei Standesamt reden ſie immer noch." Die Nimptſch nickte.

Frau Dörr aber wiederholte: „Ja, in die Kirche, in die Matthäikirche un bei Büchſel'n. Aber was ich eigentlich ſagen wollte, ſehen Sie, liebe Frau Nimptſch, ich war ja woll eigentlich größer und anziehlicher als die Lene, un wenn ich auch nicht hübſcher war (denn ſo was kann man nie recht wiſſen un die Geſchmäcker ſind ſo

verſchieden), ſo war ich doch ſo mehr im Vollen un das mögen manche. Ja, ſo viel is richtig. Aber wenn ich auch ſo zu ſagen feſter war un mehr im Gewicht fiel un ſo was hatte, nu ja, ich hatte ſo was, ſo war ich doch immer man ganz einfach un beinah ſimpel un was nu er war, mein Graf, mit ſeine fuffzig auf'm Puckel, na, der war auch man ganz ſimpel und blos immer kreuzfidel un unanſtändig. Und da reichen ja keine hundert Mal, daß ich ihm geſagt habe: „Ne, ne, Graf, das geht nicht, ſo was verbitt' ich mir ....“ Und immer die Alten ſind ſo. Und ich ſage blos, liebe Frau Nimptſch, Sie können ſich ſo was gar nich denken. Gräßlich war es. Und wenn ich mir nu der Lene ihren Baron anſehe, denn ſchämt es mir immer noch, wenn ich denke wie meiner war. Und nu gar erſt die Lene ſelber. Jott, ein Engel is ſie woll grade auch nich, aber propper und fleißig un kann alles und is für Ordnung un für's Reelle. Und ſehen Sie, liebe Frau Nimptſch, das is grade das Traurige. Was da ſo 'rumfliegt, heute hier un morgen da, na, das kommt nicht um, das fällt wie die Katz' immer wieder auf die vier Beine, aber ſo'n gutes Kind, das alles ernſthaft nimmt und alles aus Liebe thut, ja, das iſt ſchlimm.... Oder vielleicht is es auch

nich ſo ſchlimm; Sie haben ſie ja blos angenommen un is nich Ihr eigen Fleiſch und Blut un vielleicht is es eine Prinzeſſin oder ſo was.“

Frau Nimptſch ſchüttelte bei dieſer Vermuthung den Kopf und ſchien antworten zu wollen. Aber die Dörr war ſchon aufgeſtanden und ſagte, während ſie den Gartenſteig hinunter ſah: „Gott, da kommen ſie. Und blos in Zivil, un Rock un Hoſe ganz egal. Aber man ſieht es doch! Und nu ſagt er ihr was ins Ohr und ſie lacht ſo vor ſich hin. Aber ganz roth is ſie geworden.... Und nu geht er. Und nu.... wahrhaftig, ich glaube, er dreht noch mal um. Nei, nei, er grüßt blos noch mal und ſie wirft ihm Kußfinger zu.... Ja, das glaub' ich; ſo was laß ich mir gefallen.... Nei, ſo war meiner nich.“

Frau Dörr ſprach noch weiter, bis Lene kam und die beiden Frauen begrüßte.

Zweites Kapitel.

Andern Vormittags ſchien die ſchon ziemlich hochſtehende Sonne auf den Hof der Dörr'ſchen Gärtnerei und beleuchtete hier eine Welt von Baulichkeiten, unter denen auch das „Schloß" war, von dem Frau Nimptſch am Abend vorher mit einem Anfluge von Spott und Schelmerei geſprochen hatte. Ja, dies „Schloß"! In der Dämmerung hätt' es bei ſeinen großen Umriſſen wirklich für etwas Derartiges gelten können, heut aber, in unerbittlich heller Beleuchtung daliegend, ſah man nur zu deutlich, daß der ganze bis hoch hinauf mit gothiſchen Fenſtern bemalte Bau nichts als ein jämmerlicher Holzkaſten war, in deſſen beide Giebelwände man ein Stück Fachwerk mit Stroh- und Lehmfüllung eingeſetzt hatte, welchem vergleichsweiſe ſoliden Einſatze zwei Giebelſtuben entſprachen. Alles andere war bloße Steindiele,

von der aus ein Gewirr von Leitern zunächſt auf einen Boden und von dieſem höher hinauf in das als Taubenhaus dienende Thürmchen führte. Früher, in Vor-Dörrſcher Zeit, hatte der ganze rieſige Holzkaſten als bloße Remiſe zur Aufbewahrung von Bohnenſtangen und Gießkannen, vielleicht auch als Kartoffelkeller gedient, ſeit aber, vor ſo und ſo viel Jahren, die Gärtnerei von ihrem gegenwärtigen Beſitzer gekauft worden war, war das eigentliche Wohnhaus an Frau Nimptſch vermiethet und der gothiſch bemalte Kaſten, unter Einfügung der ſchon erwähnten zwei Giebelſtuben, zum Aufenthalt für den damals verwittweten Dörr hergerichtet worden, eine höchſt primitive Herrichtung, an der ſeine bald danach erfolgende Wiederverheirathung nichts geändert hatte. Sommers war dieſe beinah fenſterloſe Remiſe mit ihren Steinflieſen und ihrer Kühle kein übler Aufenthalt, um die Winterszeit aber hätte Dörr und Frau, ſammt einem aus erſter Ehe ſtammenden zwanzigjährigen, etwas geiſtesſchwachen Sohn, einfach erfrieren müſſen, wenn nicht die beiden großen, an der andern Seite des Hofes gelegenen Treibhäuſer geweſen wären. In dieſen verbrachten alle drei Dörrs die Zeit von November bis März ausſchließlich, aber auch in der

beſſeren und ſogar in der heißen Jahreszeit ſpielte ſich das Leben der Familie, wenn man nicht gerade vor der Sonne Zuflucht ſuchte, zu großem Theile vor und in dieſen Treibhäuſern ab, weil hier alles am bequemſten lag: hier ſtanden die Treppchen und Eſtraden, auf denen die jeden Morgen aus den Treibhäuſern hervorgeholten Blumen ihre friſche Luft ſchöpfen durften, hier war der Stall mit Kuh und Ziege, hier die Hütte mit dem Ziehhund und von hier aus erſtreckte ſich auch das wohl fünfzig Schritte lange Doppel-Miſtbeet, mit einem ſchmalen Gange dazwiſchen, bis an den großen, weiter zurückgelegenen Gemüſegarten. In dieſem ſah es nicht ſonderlich ordentlich aus, einmal weil Dörr keinen Sinn für Ordnung, außerdem aber eine ſo große Hühnerpaſſion hatte, daß er dieſen ſeinen Lieblingen, ohne Rückſicht auf den Schaden, den ſie ſtifteten, überall umherzupicken geſtattete. Groß freilich war dieſer Schaden nie, da ſeiner Gärtnerei, die Spargelanlagen abgerechnet, alles Feinere fehlte. Dörr hielt das Gewöhnlichſte zugleich für das Vortheilhafteſte, zog deshalb Majoran und andere Wurſtkräuter, beſonders aber Borré, hinſichtlich deſſen er der Anſicht lebte, daß der richtige Berliner überhaupt nur drei Dinge brauche: eine

Weiße, einen Gilka und Borré. „Bei Borré," ſchloß er dann regelmäßig, „iſt noch keiner zu kurz gekommen." Er war überhaupt ein Original, von ganz ſelbſtſtändigen Anſchauungen und einer entſchiedenen Gleichgiltigkeit gegen das, was über ihn geſagt wurde. Dem entſprach denn auch ſeine zweite Heirath, eine Neigungsheirath, bei der die Vorſtellung von einer beſondren Schönheit ſeiner Frau mitgewirkt und ihr früheres Verhältniß zu dem Grafen, ſtatt ihr ſchädlich zu ſein, gerad umgekehrt den Ausſchlag zum Guten hin gegeben und einfach den Vollbeweis ihrer Unwiderſtehlichkeit erbracht hatte. Wenn ſich dabei mit gutem Grunde von Ueberſchätzung ſprechen ließ, ſo doch freilich nicht von Seiten Dörr's in Perſon, für den die Natur, ſo weit Aeußerlichkeiten in Betracht kamen, ganz ungewöhnlich wenig gethan hatte. Mager, mittelgroß und mit fünf grauen Haarſträhnen über Kopf und Stirn, wär' er eine vollkommene Trivialerſcheinung geweſen, wenn ihm nicht eine zwiſchen Augenwinkel und linker Schläfe ſitzende braune Pocke 'was Apartes gegeben hätte. Weshalb denn auch ſeine Frau nicht mit Unrecht und in der ihr eigenen ungenierten Weiſe zu ſagen pflegte: „Schrumplich is er man, aber von links her hat er ſo was Borsdorfriges."

Damit war er gut getroffen und hätte nach dieſem Signalement überall erkannt werden müſſen, wenn er nicht tagaus tagein eine mit einem großen Schirm ausgeſtattete Leinwandmütze getragen hätte, die, tief ins Geſicht gezogen, ſowohl das Alltägliche, wie das Beſondere ſeiner Phyſiognomie verbarg.

Und ſo, die Mütze ſammt Schirm ins Geſicht gezogen, ſtand er auch heute wieder, am Tage nach dem zwiſchen Frau Dörr und Frau Nimptſch geführten Zwiegeſpräche, vor einer an das vordere Treibhaus ſich anlehnenden Blumen-Eſtrade, verſchiedene Goldlack- und Geranium-Töpfe bei Seite ſchiebend, die morgen mit auf den Wochenmarkt ſollten. Es waren ſämmtlich ſolche, die nicht im Topf gezogen, ſondern nur eingeſetzt waren, und mit einer beſonderen Genugthuung und Freude ließ er ſie vor ſich aufmarſchiren, ſchon im Voraus über die „Madams" lachend, die morgen kommen, ihre herkömmlichen fünf Pfennig abhandeln und ſchließlich doch die Betrogenen ſein würden. Es zählte das zu ſeinen größten Vergnügungen und war eigentlich das Hauptgeiſtesleben, das er führte. „Das bischen Geſchimpfe .... Wenn ich's nur mal mit anhören könnte."

So ſprach er noch vor ſich hin, als er, vom

Garten her, das Gebell eines kleinen Köters und dazwiſchen das verzweifelte Krähen eines Hahns hörte, ja, wenn nicht alles täuſchte, ſeines Hahns, ſeines Lieblings mit dem Silbergefieder. Und ſein Auge nach dem Garten hin richtend, ſah er in der That, daß ein Haufen Hühner auseinander geſtoben, der Hahn aber auf einen Birnbaum geflogen war, von dem aus er gegen den unten kläffenden Hund unausgeſetzt um Hilfe rief.

„Himmeldonnerwetter," ſchrie Dörr in Wuth, „das is wieder Bollmann ſeiner.... Wieder durch den Zaun.... J, da ſoll doch".... Und den Geraniumtopf, den er eben muſterte, raſch aus der Hand ſetzend, lief er auf die Hundehütte zu, griff nach dem Kettenzwickel und machte den großen Ziehhund los, der nun ſofort auch wie ein Raſender auf den Garten zuſchoß. Eh dieſer jedoch den Birnbaum erreichen konnte, gab „Bollmann ſeiner" bereits Ferſengeld und verſchwand unter dem Zaun weg ins Freie, — der fuchsgelbe Ziehhund zunächſt noch in großen Sätzen nach. Aber das Zaunloch, das für den Affenpinſcher grad ausgereicht hatte, verweigerte ihm den Durchgang und zwang ihn, von ſeiner Verfolgung Abſtand zu nehmen.

Nicht beſſer erging es Dörr ſelber, der in-

zwiſchen mit einer Harke herangekommen war und mit ſeinem Hunde Blicke wechſelte. „Ja, Sultan, diesmal war es nichts.“ Und dabei trottete Sultan wieder auf ſeine Hütte zu, langſam und verlegen, wie wenn er einen kleinen Vorwurf herausgehört hätte. Dörr ſelbſt aber ſah dem draußen in einer Ackerfurche hinjagenden Affenpinſcher nach und ſagte nach einer Weile: „Hol' mich der Deubel, wenn ich mir nich 'ne Windbüchſe anſchaffe, bei Mehles oder ſonſt wo. Un denn puſt' ich das Bieſt ſo ſtille weg, und kräht nich Huhn nich Hahn danach. Nich mal meiner.“

Von dieſer ihm von Seiten Dörr's zugemutheten Ruhe ſchien der letztere jedoch vorläufig nichts wiſſen zu wollen, machte vielmehr von ſeiner Stimme nach wie vor den ausgiebigſten Gebrauch. Und dabei warf er den Silberhals ſo ſtolz, als ob er den Hühnern zeigen wolle, daß ſeine Flucht in den Birnbaum hinein ein wohlüberlegter Coup oder eine bloße Laune geweſen ſei.

Dörr aber ſagte: „Jott, ſo'n Hahn. Denkt nu auch Wunder was er is. Un ſeine Courage is doch auch man ſo ſo.“

Und damit ging er wieder auf ſeine Blumen-Eſtrade zu.

Drittes Kapitel.

Der ganze Hergang war auch von Frau Dörr, die gerade beim Spargelſtechen war, beobachtet, aber nur wenig beachtet worden, weil ſich Aehnliches jeden dritten Tag wiederholte. Sie fuhr denn auch in ihrer Arbeit fort und gab das Suchen erſt auf, als auch die ſchärfſte Muſterung der Beete keine „weißen Köppe" mehr ergeben wollte. Nun erſt hing ſie den Korb an ihren Arm, legte das Stechmeſſer hinein und ging langſam und ein paar verirrte Küken vor ſich her treibend, erſt auf den Mittelweg des Gartens und dann auf den Hof und die Blumen-Eſtrade zu, wo Dörr ſeine Markt-Arbeit wieder aufgenommen hatte.

„Na, Suſelchen," empfing er ſeine beſſ're Hälfte, „da biſt Du ja. Haſt Du woll geſeh'n? Bollmann ſeiner war wieder da. Höre, der muß

dran glauben und denn brat' ich ihn aus; ein bischen Fett wird er woll haben un Sultan kann denn die Grieben kriegen.... Und Hundefett, höre Susel...." und er wollte sich augenscheinlich in eine seit einiger Zeit von ihm bevorzugte Gichtbehandlungsmethode vertiefen. In diesem Augenblick aber des Spargelkorbes am Arme seiner Frau gewahr werdend, unterbrach er sich und sagte: „Na, nu zeige mal her. Hat's denn gefleckt?"

„I nu," sagte Frau Dörr und hielt ihm den kaum halbgefüllten Korb hin, dessen Inhalt er kopfschüttelnd durch die Finger gleiten ließ. Denn es waren meist dünne Stangen und viel Bruch dazwischen.

„Höre, Susel, es bleibt dabei, Du hast keine Spargel-Augen."

„O, ich habe schon. Man blos hexen kann ich nich."

„Na, wir wollen nich streiten, Susel; mehr wird es doch nich. Aber zum Verhungern is es."

„I, es denkt nich dran. Laß doch das ewige Gerede, Dörr; sie stecken ja drin un ob sie nu heute rauskommen oder morgen, is ja ganz egal. Eine düchtige Husche, so wie die vor Pfingsten, und Du sollst mal sehn. Und Regen giebt es.

Die Waſſertonne riecht ſchon wieder un die große Kreuzſpinn is in die Ecke gekrochen. Aber Du willſt jeden Dag alles haben; das kannſt Du nich verlangen."

Dörr lachte. „Na, binde man alles gut zuſammen. Und den kleinen Murks auch. Und Du kannſt ja denn auch was ablaſſen."

„Ach, rede doch nicht ſo," unterbrach ihn die ſich über ſeinen Geiz beſtändig ärgernde Frau, zog ihn aber, was er immer als Zärtlichkeit nahm, auch heute wieder am Ohrzipfel und ging auf das „Schloß" zu, wo ſie ſich's auf dem Steinflieſen-Flur bequem machen und die Spargelbündel binden wollte. Kaum aber, daß ſie den hier immer bereit ſtehenden Schemel bis an die Schwelle vorgerückt hatte, ſo hörte ſie, wie ſchräg gegenüber in dem von der Frau Nimptſch bewohnten dreifenſtrigen Häuschen ein Hinterfenſter mit einem kräftigen Ruck aufgeſtoßen und gleich darauf eingehakt wurde. Zugleich ſah ſie Lene, die mit einer weiten, lilagemuſterten Jacke über den Friesrock und einem Häubchen auf dem aſchblonden Haar, freundlich zu ihr hinüber grüßte.

Frau Dörr erwiderte den Gruß mit gleicher Freundlichkeit und ſagte dann: „Immer Fenſter auf; das iſt Recht, Lenchen. Und fängt auch

ſchon an heiß zu werden. Es giebt heute noch was.“

„Ja. Und Mutter hat von der Hitze ſchon ihr Kopfweh und da will ich doch lieber in der Hinterſtube plätten. Is auch hübſcher hier; vorne ſieht man ja keinen Menſchen.“

„Haſt Recht,“ antwortete die Dörr. „Na, da werd' ich man ein bischen ans Fenſter rücken. Wenn man ſo ſpricht, geht einen alles beſſer von der Hand.“

„Ach, das is lieb und gut von Ihnen, Frau Dörr. Aber hier am Fenſter is ja grade die pralle Sonne.“

„Schad't nichts, Lene. Da bring ich meinen Marchtſchirm mit, altes Ding und lauter Flicken. Aber thut immer noch ſeine Schuldigkeit.“

Und ehe fünf Minuten um waren, hatte die gute Frau Dörr ihren Schemel bis an das Fenſter geſchleppt und ſaß nun unter ihrer Schirm-Stellage ſo behaglich und ſelbſtbewußt, als ob es auf dem Gensdarmen-Markt geweſen wäre. Drinnen aber hatte Lene das Plättbrett auf zwei dicht ans Fenſter gerückte Stühle gelegt und ſtand nun ſo nah, daß man ſich mit Leichtigkeit die Hand reichen konnte. Dabei ging das Plätteiſen emſig hin und her. Und auch Frau Dörr war fleißig beim

Ausſuchen und Zuſammenbinden und wenn ſie dann und wann von ihrer Arbeit aus ins Fenſter hinein ſah, ſah ſie, wie nach hinten zu der kleine Plättofen glühte, der für neue heiße Bolzen zu ſorgen hatte.

„Du könnteſt mir mal 'nen Teller geben, Lene, Teller oder Schüſſel.“ Und als Lene gleich danach brachte, was Frau Dörr gewünſcht hatte, that dieſe den Bruchſpargel hinein, den ſie während des Sortierens in ihrer Schürze behalten hatte. „Da, Lene, das giebt 'ne Spargelſuppe. Un is ſo gut wie das andre. Denn das es immer die Köppe ſein müſſen, is ja dummes Zeug. Ebenſo wie mit'n Blumenkohl; immer Blume, Blume, die reine Einbildung. Der Strunk is eigentlich das Beſte, da ſitzt die Kraft drin. Und die Kraft is immer die Hauptſache.“

„Gott, Sie ſind immer ſo gut, Frau Dörr. Aber was wird nur Ihr Alter ſagen?“

„Der? Ach, Leneken, was der ſagt, is ganz egal. Der red't doch. Er will immer, daß ich den Murks mit einbinde, wie wenn's richtige Stangen wären; aber ſolche Bedrügerei mag ich nich, auch wenn Bruch- und Stückenzeug grade ſo gut ſchmeckt wie's Ganze. Was einer bezahlt, das muß er haben, un ich ärgre mir blos, daß

ſo'n Menſch, dem es ſo zuwächſt, ſo'n alter Geizkragen is. Aber ſo ſind die Gärtners alle, rapſchen und rapſchen un können nie genug kriegen."

„Ja," lachte Lene, „geizig is er und ein bischen wunderlich. — Aber eigentlich doch ein guter Mann."

„Ja, Leneken, er wäre ſo weit ganz gut un auch die Geizerei wäre nich ſo ſchlimm un is immer noch beſſer als die Verbringerei, wenn er man nich ſo zärtlich wäre. Du glaubſt es nich, immer is er da. Un nu ſieh ihn Dir an. Es is doch eigentlich man ein Jammer mit ihm un dabei richtige Sechsundfünfzig un vielleicht is es noch ein Jahr mehr. Denn lügen thut er auch, wenn's ihm gerade paßt. Un da hilft auch nichts, gar nichts. Ich erzähl' ihm immer von Schlag und Schlag und zeig' ihm welche, die ſo humpeln und einen ſchiefen Mund haben, aber er lacht blos immer und glaubt es nich. Es kommt aber doch ſo. Ja, Leneken, ich glaub' es ganz gewiß, daß es ſo kommt. Und vielleicht balde. Na, verſchrieben hat er mir alles un ſo ſag' ich weiter nichts. Wie einer ſich legt, ſo liegt er. Aber was reden wir von Schlag und Dörr un daß er blos O-Beine hat. Jott, mein Lenechen, da giebt es ganz andere

Leute, die ſind ſo grade gewachſen wie ne' Tanne. Nich wahr, Lene?"

Lene wurde hierbei noch röther, als ſie ſchon war, und ſagte: „Der Bolzen iſt kalt geworden." Und vom Plättbrett zurücktretend, ging ſie bis an den eiſernen Ofen und ſchüttete den Bolzen in die Kohlen zurück, um einen neuen heraus zu nehmen. Alles war das Werk eines Augenblicks. Und nun ließ ſie mit einem geſchickten Ruck den neuen glühenden Bolzen vom Feuerhaken in das Plätteiſen niedergleiten, klappte das Thürchen wieder ein und ſah nun erſt, daß Frau Dörr noch immer auf Antwort wartete. Sicherheits halber aber ſtellte die gute Frau die Frage noch mal und ſetzte gleich hinzu: „Kommt er denn heute?"

„Ja. Wenigſtens hat er es verſprochen."

„Nu ſage mal, Lene," fuhr Frau Dörr fort, „wie kam es denn eigentlich? Mutter Nimptſch ſagt nie was, un wenn ſie was ſagt, denn is es auch man immer ſo ſo, nich hüh un nich hott. Und immer blos halb un ſo confuſe. Nu, ſage Du mal. Is es denn wahr, daß es in Stralau war?"

„Ja, Frau Dörr, in Stralau war es, den zweiten Oſtertag, aber ſchon ſo warm, als ob

Pfingſten wär', und weil Lina Gansauge gern Kahn fahren wollte, nahmen wir einen Kahn und Rudolf, den Sie ja wohl auch kennen, und der ein Bruder von Lina iſt, ſetzte ſich ans Steuer."

„Jott, Rudolf. Rudolf is ja noch ein Junge."

„Freilich. Aber er meinte, daß er's verſtünde, und ſagte blos immer: „Mächens, ihr müßt ſtill ſitzen; ihr ſchunkelt ſo," denn er ſpricht ſo furchtbar berlinſch. Aber wir dachten gar nicht dran, weil wir gleich ſahen, daß es mit ſeiner ganzen Steuerei nicht weit her ſei. Zuletzt aber vergaßen wir's wieder und ließen uns treiben und neckten uns mit denen, die vorbei kamen und uns mit Waſſer beſpritzten. Und in dem einen Boote, das mit unſrem dieſelbe Richtung hatte, ſaßen ein paar ſehr feine Herren, die beſtändig grüßten, und in unſrem Uebermuth grüßten wir wieder und Lina wehte ſogar mit dem Taſchentuch und that, als ob ſie die Herren kenne, was aber gar nicht der Fall war, und wollte ſich blos zeigen, weil ſie noch ſo ſehr jung iſt. Und während wir noch ſo lachten und ſcherzten und mit dem Ruder blos ſo ſpielten, ſahen wir mit einem Male, daß von Treptow her das Dampfſchiff auf uns zukam und wie Sie ſich denken können, liebe Frau Dörr, waren wir auf den Tod erſchrocken

und riefen in unſerer Angſt Rudolfen zu, daß er uns herausſteuern ſolle. Der Junge war aber aus Rand und Band und ſteuerte blos ſo, daß wir uns beſtändig im Kreiſe drehten. Und nun ſchrieen wir und wären ſicherlich überfahren worden, wenn nicht in eben dieſem Augenblicke das andre Boot mit den zwei Herren ſich unſrer Noth erbarmt hätte. Mit ein paar Schlägen war es neben uns und während der eine mit einem Bootshaken uns feſt und ſcharf heranzog und an das eigne Boot ankoppelte, ruderte der andere ſich und uns aus dem Strudel heraus und nur einmal war es noch, als ob die große, vom Dampfſchiff her auf uns zukommende Welle uns umwerfen wolle. Der Capitain drohte denn auch wirklich mit dem Finger (ich ſah es inmitten all meiner Angſt), aber auch das ging vorüber und eine Minute ſpäter waren wir bis an Stralau heran und die beiden Herren, denen wir unſre Rettung verdankten, ſprangen ans Ufer und reichten uns die Hand und waren uns als richtige Cavaliere beim Ausſteigen behülflich. Und da ſtanden wir denn nun auf der Landungsbrücke bei Tübbecke's und waren ſehr verlegen und Lina weinte jämmerlich vor ſich hin und blos Rudolf, der überhaupt ein ſtörriſcher und großmäuliger Bengel is und

immer gegen's Militär, blos Rudolf ſah ganz bockig vor ſich hin, als ob er ſagen wollte: „Dummes Zeug, ich hätt' euch auch 'raus geſteuert."

„Ja, ſo is er, ein großmäuliger Bengel; ich kenn' ihn. Aber nu die beiden Herren. Das iſt doch die Hauptſache...."

„Nun die bemühten ſich erſt noch um uns und blieben dann an dem andren Tiſch und ſahen immer zu uns 'rüber. Und als wir ſo gegen Sieben, und es ſchummerte ſchon, nach Hauſe wollten, kam der Eine und fragte „ob er und ſein Kamerad uns ihre Begleitung anbieten dürften?" Und da lacht' ich übermüthig und ſagte, „ſie hätten uns ja gerettet und einem Retter dürfe man nichts abſchlagen. Uebrigens ſollten ſie ſich's noch 'mal überlegen, denn wir wohnten ſo gut wie am andern Ende der Welt. Und ſei eigentlich eine Reiſe." Worauf er verbindlich antwortete: „deſto beſſer." Und mittlerweile war auch der andre herangekommen.... Ach, liebe Frau Dörr, es mag wohl nicht recht geweſen ſein, gleich ſo frei weg zu ſprechen, aber der Eine gefiel mir und ſich zieren und zimperlich thun, das hab' ich nie gekonnt. Und ſo gingen wir denn den weiten Weg, erſt an der Spree und dann an dem Kanal hin."

„Und Rudolf!"

„Der ging hinterher, als ob er gar nicht zugehöre, sah aber alles und paßte gut auf. Was auch recht war; denn die Lina is ja erst achtzehn und noch ein gutes, unschuldiges Kind!“

„Meinst Du?“

„Gewiß, Frau Dörr. Sie brauchen sie ja blos anzusehn. So was sieht man gleich.“

„Ja, mehrstens. Aber mitunter auch nich. Und da haben sie euch denn nach Hause gebracht?“

„Ja, Frau Dörr.“

„Und nachher?“

„Ja, nachher. Nun Sie wissen ja, wie's nachher kam. Er kam dann den andern Tag und fragte nach. Und seitdem ist er oft gekommen und ich freue mich immer, wenn er kommt. Gott, man freut sich doch, wenn man mal was erlebt. Es ist oft so einsam hier draußen. Und Sie wissen ja, Frau Dörr, Mutter hat nichts dagegen und sagt immer: Kind, es schadt nichts. Eh man sich's versieht, is man alt.“

„Ja, ja,“ sagte die Dörr, „so was hab' ich die Nimptschen auch schon sagen hören. Und hat auch ganz recht. Das heißt, wie man's nehmen will und nach'm Katechismus is doch eigentlich immer noch besser und so zu sagen überhaupt das Beste. Das kannst Du mir schon glauben. Aber ich

weiß woll, es geht nich immer und mancher will auch nich. Und wenn einer nich will, na, denn will er nich un denn muß es auch ſo gehn und geht auch mehrſtens, man blos, daß man ehrlich is un anſtändig und Wort hält. Un natürlich, was denn kommt, das muß man aushalten un darf ſich nicht wundern. Un wenn man all ſo was weiß und ſich immer wieder zu Gemüthe führt, na, denn is es nich ſo ſchlimm. Un ſchlimm is eigentlich man blos das Einbilden."

„Ach, liebe Frau Dörr," lachte Lene, „was Sie nur denken. Einbilden! Ich bilde mir gar nichts ein. Wenn ich einen liebe, dann lieb' ich ihn. Und das iſt mir genug. Und will weiter gar nichts von ihm, nichts, gar nichts, und daß mir mein Herze ſo ſchlägt und ich die Stunden zähle bis er kommt, und nicht abwarten kann, bis er wieder da iſt, das macht mich glücklich, das iſt mir genug."

„Ja," ſchmunzelte die Dörr vor ſich hin, „das is das Richtige, ſo muß es ſein. Aber is es denn wahr, Lene, daß er Botho heißt? So kann doch einer eigentlich nich heißen; das is ja gar kein chriſtlicher Name."

„Doch, Frau Dörr." Und Lene machte Miene, die Thatſache, daß es ſolchen Namen gäbe, des Weiteren zu beſtätigen. Aber ehe ſie dazu

kommen konnte, ſchlug Sultan an und im ſelben Augenblicke hörte man deutlich vom Hausflur her, daß wer eingetreten ſei. Wirklich erſchien auch der Briefträger und brachte zwei Beſtellkarten für Dörr und einen Brief für Lene.

„Gott, Hahnke," rief die Dörr dem in großen Schweißperlen vor ihr Stehenden zu, „Sie drippen ja man ſo. Is es denn ſo'ne ſchwebende Hitze? Un erſt halb zehn. Na ſo viel ſeh' ich woll, Briefträger is auch kein Vergnügen."

Und die gute Frau wollte gehn, um ein Glas friſche Milch zu holen. Aber Hahnke dankte. „Habe keine Zeit, Frau Dörr. Ein ander Mal." Und damit ging er.

Lene hatte mittlerweile den Brief erbrochen.

„Na, was ſchreibt er?"

„Er kommt heute nicht, aber morgen. Ach, es iſt ſo lange bis morgen. Ein Glück, daß ich Arbeit habe; je mehr Arbeit, deſto beſſer. Und ich werde heut Nachmittag in Ihren Garten kommen und graben helfen. — Aber Dörr darf nicht dabei ſein." —

„I Gott bewahre."

Und danach trennte man ſich und Lene ging in das Vorderzimmer, um der Alten das von der Frau Dörr erhaltene Spargelgericht zu bringen.

Viertes Kapitel.

Und nun war der andre Abend da, zu dem Baron Botho ſich angemeldet hatte. Lene ging im Vorgarten auf und ab, drinnen aber, in der großen Vorderſtube, ſaß wie gewöhnlich Frau Nimptſch am Herd, um den herum ſich auch heute wieder die vollzählig erſchienene Familie Dörr gruppirt hatte. Frau Dörr ſtrickte mit großen Holznadeln an einer blauen, für ihren Mann beſtimmten Wolljacke, die, vorläufig noch ohne rechte Form, nach Art eines großen Vließes auf ihrem Schooße lag. Neben ihr, die Beine bequem übereinander geſchlagen, rauchte Dörr aus einer Thonpfeife, während der Sohn in einem dicht am Fenſter ſtehenden Großvaterſtuhle ſaß und ſeinen Rothkopf an die Stuhlwange lehnte. Jeden Morgen bei Hahnenſchrei aus dem Bett, war er auch heute wieder vor Müdigkeit eingeſchlafen. Geſprochen

wurde wenig, und ſo hörte man denn nichts, als das Klappern der Holznadeln und das Knabbern des Eichhörnchens, das mitunter aus ſeinem Schilderhäuschen herauskam und ſich neugierig umſah. Nur das Herdfeuer und der Wiederſchein des Abendroths gaben etwas Licht.

Frau Dörr ſaß ſo, daß ſie den Gartenſteg hinaufſehen und trotz der Dämmerung erkennen konnte, wer draußen, am Heckenzaun entlang, des Weges kam.

„Ah, da kommt er," ſagte ſie. „Nu, Dörr, laß mal Deine Pfeife ausgehen. Du biſt heute wieder wie'n Schornſtein un rauchſt und ſchmookſt den ganzen Tag. Un ſon'n Knallerballer wie Deiner, der is nich für jeden."

Dörr ließ ſich ſolche Rede wenig anfechten und ehe ſeine Frau mehr ſagen oder ihre Wahrſprüche wiederholen konnte, trat der Baron ein. Er war ſichtlich angeheitert, kam er doch von einer Maibowle, die Gegenſtand einer Klubwette geweſen war, und ſagte, während er Frau Nimptſch die Hand reichte: „Guten Tag, Mutterchen. Hoffentlich gut bei Weg'. Ah, und Frau Dörr; und Herr Dörr, mein alter Freund und Gönner. Hören Sie, Dörr, was ſagen Sie zu dem Wetter? Eigens für Sie beſtellt und für mich mit. Meine

Wieſen zu Hauſe, die vier Jahre von fünf immer unter Waſſer ſtehen und nichts bringen als Ranunkeln, die können ſolch Wetter brauchen. Und Lene kann's auch brauchen, daß ſie mehr draußen iſt; ſie wird mir ſonſt zu blaß."

Lene hatte derweilen einen Holzſtuhl neben die Alte gerückt, weil ſie wußte, daß Baron Botho hier am liebſten ſaß; Frau Dörr aber, in der eine ſtarke Vorſtellung davon lebte, daß ein Baron auf einem Ehrenplatz ſitzen müſſe, war inzwiſchen aufgeſtanden und rief, immer das blaue Vließ nachſchleppend, ihrem Pflegeſohn zu: „Will er woll auf! Ne, ich ſage. Wo's nich drin ſteckt, da kommt es auch nich." Der arme Junge fuhr blöd und verſchlafen in die Höh und wollte den Platz räumen, der Baron litt es aber nicht. „Ums Himmelswillen, liebe Frau Dörr, laſſen Sie doch den Jungen. Ich ſitz' am liebſten auf einem Schemel, wie mein Freund Dörr hier."

Und damit ſchob er den Holzſtuhl, den Lene noch immer in Bereitſchaft hatte, neben die Alte und ſagte, während er ſich ſetzte: „Hier neben Frau Nimptſch; das iſt der beſte Platz. Ich kenne keinen Herd, auf den ich ſo gern ſähe; immer Feuer, immer Wärme. Ja, Mutterchen, es iſt ſo, hier iſt es am beſten."

„Ach, du mein Gott," ſagte die Alte. „Hier am beſten! Hier bei 'ner alten Waſch- und Plättefrau."

„Freilich. Und warum nicht? Jeder Stand hat ſeine Ehre. Waſchfrau auch. Wiſſen Sie denn, Mutterchen, daß es hier in Berlin einen berühmten Dichter gegeben hat, der ein Gedicht auf ſeine alte Waſchfrau gemacht hat?"

„Is es möglich?"

„Freilich iſt es möglich. Es iſt ſogar gewiß. Und wiſſen Sie, was er zum Schluß geſagt hat? Da hat er geſagt, er möchte ſo leben und ſterben wie die alte Waſchfrau. Ja, das hat er geſagt."

„Is es möglich?" ſimperte die Alte noch einmal vor ſich hin.

„Und wiſſen Sie Mutterchen, um auch das nicht zu vergeſſen, daß er ganz Recht gehabt hat und daß ich ganz daſſelbe ſage? Ja, Sie lachen ſo vor ſich hin. Aber ſehen Sie ſich mal um hier, wie leben Sie? Wie Gott in Frankreich. Erſt haben Sie das Haus und dieſen Herd und dann den Garten und dann Frau Dörr. Und dann haben Sie die Lene. Nicht wahr? Aber wo ſteckt ſie nur?"

Er wollte noch weiter ſprechen, aber im ſelben Augenblicke kam Lene mit einem Kaffeebrett zu-

rück, auf dem eine Karaffe mit Waſſer ſammt Apfelwein ſtand, Apfelwein, für den der Baron, weil er ihm wunderbare Heilkraft zuſchrieb, eine ſonſt ſchwer begreifliche Vorliebe hatte.

„Ach Lene, wie Du mich verwöhnſt. Aber Du darfſt es mir nicht ſo feierlich präſentiren, das iſt ja wie wenn ich im Klub wäre. Du mußt es mir aus der Hand bringen, da ſchmeckt es am beſten. Und nun gieb mir Deine Patſche, daß ich ſie ſtreicheln kann. Nein, nein, die Linke, die kommt von Herzen. Und nun ſetze Dich da hin, zwiſchen Herr und Frau Dörr, dann hab' ich Dich gegenüber und kann Dich immer anſehn. Ich habe mich den ganzen Tag auf dieſe Stunde gefreut."

Lene lachte.

„Du glaubſt es wohl nicht? Ich kann es Dir aber beweiſen, Lene, denn ich habe Dir von der großen Herren- und Damen-Fête, die wir geſtern hatten, 'was mitgebracht. Und wenn man 'was zum Mitbringen hat, dann freut man ſich auch auf die, die's kriegen ſollen. Nicht wahr, lieber Dörr?"

Dörr ſchmunzelte, Frau Dörr aber ſagte: „Jott, der. Der un mitbringen. Dörr is blos für rapſchen und ſparen. So ſind die Gärtners.

Aber neugierig bin ich doch, was der Herr Baron mitgebracht haben."

„Nun, da will ich nicht lange warten laſſen, ſonſt denkt meine liebe Frau Dörr am Ende, daß es ein goldener Pantoffel iſt oder ſonſt was aus dem Märchen. Es iſt aber blos das."

Und dabei gab er Lenen eine Tüte, daraus, wenn nicht alles täuſchte, das gefranzte Papier einiger Knallbonbons hervorguckte.

Wirklich, es waren Knallbonbons und die Tüte ging reihum.

„Aber nun müſſen wir auch ziehen, Lene; halt' feſt und Augen zu."

Frau Dörr war entzückt, als es einen Knall gab, und noch mehr, als Lene's Zeigefinger blutete. „Das thut nich weh, Lene, das kenn' ich; das is, wie wenn ſich 'ne Braut in'n Finger ſticht. Ich kannte mal eine, die war ſo verſeſſen drauf, die ſtach ſich immer zu un lutſchte und lutſchte, wie wenn es Wunder 'was wäre."

Lene wurde roth. Aber Frau Dörr ſah es nicht und fuhr fort: „Und nu den Vers leſen, Herr Baron."

Und dieſer las denn auch:

In Liebe ſelbſtvergeſſen ſein,
Freut Gott und die lieben Engelein.

„Jott," ſagte Frau Dörr und faltete die Hände. „Das is ja wie aus'n Geſangbuch. Is es denn immer ſo fromm?"

„I bewahre," ſagte Botho. „Nicht immer. Kommen Sie, liebe Frau Dörr, wir wollen auch 'mal ziehen und ſehn, was dabei herauskommt."

Und nun zog er wieder und las:

Wo Amors Pfeil recht tief getroffen,
Da ſtehen Himmel und Hölle offen.

„Nun, Frau Dörr, was ſagen Sie dazu? das klingt ſchon anders; nicht wahr?"

„Ja," ſagte Frau Dörr, „anders klingt es. Aber es gefällt mir nicht recht.... Wenn ich einen Knallbonbon ziehe...."

„Nun?"

„Da darf nichts von Hölle vorkommen, da will ich nich hören, daß es ſo was giebt."

„Ich auch nicht," lachte Lene. „Frau Dörr hat ganz Recht; ſie hat überhaupt immer Recht. Aber das iſt wahr, wenn man ſolchen Vers lieſt, da hat man immer gleich was zum Anfangen, ich meine zum Anfangen mit der Unterhaltung, denn anfangen is immer das Schwerſte, gerade wie beim Briefſchreiben, und ich kann mir eigentlich keine Vorſtellung machen, wie man mit ſo viel fremden Damen (und ihr kennt euch doch

nicht alle) ſo gleich mir nichts Dir nichts ein Geſpräch anfangen kann.“

„Ach, meine liebe Lene,“ ſagte Botho, „das iſt nicht ſo ſchwer, wie Du denkſt. Es iſt ſogar ganz leicht. Und wenn Du willſt, will ich Dir gleich eine Tiſch-Unterhaltung vormachen.“

Frau Dörr und Frau Nimptſch drückten ihre Freude darüber aus und auch Lene nickte zuſtimmend.

„Nun,“ fuhr Baron Botho fort, „denke Dir alſo, Du wärſt eine kleine Gräfin. Und eben hab' ich Dich zu Tiſche geführt und Platz genommen und nun ſind wir beim erſten Löffel Suppe.“

„Gut. Gut. Aber nun?“

„Und nun ſag' ich: Irr' ich nicht, meine gnädigſte Komteſſe, ſo ſah ich Sie geſtern in der Flora, Sie und Ihre Frau Mama. Nicht zu verwundern. Das Wetter lockt ja jetzt täglich heraus und man könnte ſchon von Reiſewetter ſprechen. Haben Sie Pläne, Sommerpläne, meine gnädigſte Gräfin? Und nun antworteſt Du, daß leider noch nichts feſtſtünde, weil der Papa durchaus nach dem Bayriſchen wolle, daß aber die ſächſiſche Schweiz mit dem Königſtein und der Baſtei Dein Herzenswunſch wäre.“

„Das ist es auch wirklich," lachte Lene.

„Nun sieh, das trifft sich gut. Und so fahr' ich denn fort: „Ja, gnädigste Komtesse, da begegnen sich unsere Geschmacksrichtungen. Ich ziehe die sächsische Schweiz ebenfalls jedem anderen Theile der Welt vor, namentlich auch der eigentlichen Schweiz. Man kann nicht immer große Natur schwelgen, nicht immer klettern und außer Athem sein. Aber sächsische Schweiz! Himmlisch, ideal. Da hab' ich Dresden; in einer Viertel- oder halben Stunde bin ich da, da seh' ich Bilder, Theater, Großen Garten, Zwinger, Grünes Gewölbe. Versäumen Sie nicht, sich die Kanne mit den thörichten Jungfrauen zeigen zu lassen, und vor allem den Kirschkern, auf dem das ganze Vaterunser steht. Alles blos durch die Loupe zu sehen."

„Und so sprecht Ihr!"

„Ganz so, mein Schatz. Und wenn ich mit meiner Nachbarin zur Linken, also mit Komtesse Lene fertig bin, so wend' ich mich zu meiner Nachbarin zur Rechten, also zu Frau Baronin Dörr...."

Die Dörr schlug vor Entzücken mit der Hand aufs Knie, daß es einen lauten Puff gab....

„Zu Frau Baronin Dörr also. Und spreche nun worüber? Nun, sagen wir über Morcheln."

„Aber mein Gott, Morcheln. Ueber Morcheln, Herr Baron, das geht doch nicht.“

„O warum nicht, warum ſoll es nicht gehen, liebe Frau Dörr? Das iſt ein ſehr ernſtes und lehrreiches Geſpräch und hat für manche mehr Bedeutung als Sie glauben. Ich beſuchte mal einen Freund in Polen, Regiments- und Kriegskameraden, der ein großes Schloß bewohnte, roth und mit zwei dicken Thürmen, und ſo furchtbar alt, wie's eigentlich gar nicht mehr vorkommt. Und das letzte Zimmer war ſein Wohnzimmer; denn er war unverheirathet, weil er ein Weiberfeind war....“

„Iſt es möglich?“

„Und überall waren morſche, durchgetretene Dielen und immer, wo ein paar Dielen fehlten, da war ein Morchelbeet und an all den Morchelbeeten ging ich vorbei, bis ich zuletzt in ſein Zimmer kam.“

„Iſt es möglich?“ wiederholte die Dörr und ſetzte hinzu: „Morcheln. Aber man kann doch nicht immer von Morcheln ſprechen.“

„Nein, nicht immer. Aber oft oder wenigſtens manchmal und eigentlich iſt es ganz gleich, wovon man ſpricht. Wenn es nicht Morcheln ſind, ſind es Champignons und wenn es nicht das rothe

polniſche Schloß iſt, dann iſt es Schlößchen Tegel oder Saatwinkel, oder Valentinswerder. Oder Italien oder Paris, oder die Stadtbahn, oder ob die Panke zugeſchüttet werden ſoll. Es iſt alles ganz gleich. Ueber jedes kann man ja was ſagen und ob's einem gefällt oder nicht. Und „ja" iſt gerade ſo viel wie „nein"."

„Aber," ſagte Lene, „wenn es alles ſo redensartlich iſt, da wundert es mich, daß ihr ſolche Geſellſchaften mitmacht."

„O man ſieht doch ſchöne Damen und Toiletten und mitunter auch Blicke, die, wenn man gut aufpaßt, einem eine ganze Geſchichte verrathen. Und jedenfalls dauert es nicht lange, ſo daß man immer noch Zeit hat, im Klub alles nachzuholen. Und im Klub iſt es wirklich reizend, da hören die Redensarten auf und die Wirklichkeiten fangen an. Ich habe geſtern Pitt ſeine Graditzer Rappſtute abgenommen."

„Wer iſt Pitt?"

„Ach, das ſind ſo Namen, die wir nebenher führen, und wir nennen uns ſo, wenn wir unter uns ſind. Der Kronprinz ſagt auch Vicky, wenn er Victoria meint. Es iſt ein wahres Glück, daß es ſolche Liebes- und Zärtlichkeitsnamen giebt. Aber horch, eben fängt drüben das Concert an.

Können wir nicht die Fenſter aufmachen, daß wir's beſſer hören? Du wippſt ja ſchon mit der Fußſpitze hin und her. Wie wär' es, wenn wir anträten und einen Contre verſuchten oder eine Françaiſe? Wir ſind drei Paare: Vater Dörr und meine gute Frau Nimptſch und dann Frau Dörr und ich (ich bitte um die Ehre) und dann kommt Lene mit Hans."

Frau Dörr war ſofort einverſtanden, Dörr und Frau Nimptſch aber lehnten ab, dieſe weil ſie zu alt ſei, jener weil er ſo was Feines nicht kenne.

„Gut, Vater Dörr. Aber dann müſſen Sie den Takt ſchlagen; Lene gieb ihm das Kaffeebrett und einen Löffel. Und nun antreten, meine Damen. Frau Dörr, Ihren Arm. Und nun Hans, aufwachen, flink, flink."

Und wirklich, beide Paare ſtellten ſich auf und Frau Dörr wuchs ordentlich noch an Stattlichkeit, als ihr Partner in einem feierlichen Tanzmeiſter-Franzöſiſch anhob: „en avant deux, Pas de basque." Der ſommerſproſſige, leider noch immer verſchlafene Gärtnerjunge ſah ſich maſchinenmäßig und ganz nach Art einer Puppe hin und her geſchoben, die drei andern aber tanzten wie Leute, die's verſtehen, und entzückten

den alten Dörr derart, daß er ſich von ſeinem Schemel erhob und ſtatt mit dem Löffel mit ſeinem Knöchel an das Kaffeebrett ſchlug. Auch der alten Frau Nimptſch kam die Luſt früherer Tage wieder und weil ſie nichts Beſſeres thun konnte, wühlte ſie mit dem Feuerhaken ſo lang in der Kohlengluth umher, bis die Flamme hoch aufſchlug.

So ging es bis die Muſik drüben ſchwieg; Botho führte Frau Dörr wieder an ihren Platz und nur Lene ſtand noch da, weil der ungeſchickte Gärtnerjunge nicht wußte, was er mit ihr machen ſollte. Das aber paßte Botho gerade, der, als die Muſik drüben wieder anhob, mit Lene zu walzen und ihr zuzuflüſtern begann, wie reizend ſie ſei, reizender denn je.

Sie waren alle warm geworden, am meiſten die gerade jetzt am offenen Fenſter ſtehende Frau Dörr. „Jott, mir ſchuddert ſo," ſagte ſie mit einem Male, weshalb Botho verbindlich aufſprang, um die Fenſter zu ſchließen. Aber Frau Dörr wollte davon nichts wiſſen und behauptete: „was die feinen Leute wären, die wären alle für friſche Luft und manche wären ſo für's Friſche, daß ihnen im Winter das Deckbett an den Mund fröre. Denn Athem wäre daſſelbe wie Wraſen, grade wie der, der aus der Tülle käm'. Alſo die

Fenſter müßten aufbleiben, davon ließe ſie nicht. Aber wenn Lenechen ſo für's Innerliche was hätte, ſo 'was für Herz und Seele ....“

„Gewiß, liebe Frau Dörr; alles was Sie wollen. Ich kann einen Thee machen oder einen Punſch, oder noch beſſer, ich habe ja noch das Kirſchwaſſer, das Sie Mutter Nimptſchen und mir letzten Weihnachten zu der großen Mandelſtolle geſchenkt haben ....“

Und ehe ſich Frau Dörr zwiſchen Punſch uud Thee entſcheiden konnte, war auch die Kirſchwaſſer-Flaſche ſchon da, mit Gläſern, großen und kleinen, in die ſich nun jeder nach Gutdünken hinein that. Und nun ging Lene, den rußigen Herdkeſſel in der Hand, reihum und goß das kochſprudelnde Waſſer ein. „Nicht zu viel, Leneken, nicht zu viel. Immer auf's Ganze. Waſſer nimmt die Kraft.“ Und im Nu füllte ſich der Raum mit dem aufſteigenden Kirſchmandel-Arom.

„Ah, das haſt Du gut gemacht,“ ſagte Botho, während er aus dem Glaſe nippte. „Weiß es Gott, ich habe geſtern nichts gehabt und heute im Klub erſt recht nicht, was mir ſo geſchmeckt hätte. Hoch Lene! Das eigentliche Verdienſt in der Sache hat aber doch unſere Freundin, Frau Dörr, „weil's ihr ſo geſchuddert hat“, und ſo bring' ich denn

gleich noch eine zweite Gesundheit aus: Frau Dörr, sie lebe hoch."

„Sie lebe hoch," riefen alle durcheinander und der alte Dörr schlug wieder mit seinem Knöchel ans Brett.

Alle fanden, daß es ein feines Getränk sei, viel feiner als Punschextrakt, der im Sommer immer nach bittrer Zitrone schmecke, weil es meistens alte Flaschen seien, die schon, von Fastnacht an, im Ladenfenster in der grellen Sonne gestanden hätten. Kirschwasser aber, das sei was Gesundes und nie verdorben und ehe man sich mit dem Bittermandelgift vergifte, da müßte man doch schon was Ordentliches einnehmen, wenigstens eine Flasche.

Diese Bemerkung machte Frau Dörr und der Alte, der es nicht darauf ankommen lassen wollte, vielleicht weil er diese hervorragendste Passion seiner Frau kannte, drang auf Aufbruch: „Morgen sei auch noch ein Tag."

Botho und Lene redeten zu, doch noch zu bleiben. Aber die gute Frau Dörr, die wohl wußte, „daß man zu Zeiten nachgeben müsse, wenn man die Herrschaft behalten wolle", sagte nur: „Laß, Leneken, ich kenn' ihn; er geht nu mal mit die Hühner zu Bett." „Nun," sagte

Botho, „wenn es beſchloſſen iſt, iſt es beſchloſſen. Aber dann begleiten wir die Familie Dörr bis an ihr Haus.“

Und damit brachen alle auf und ließen nur die alte Frau Nimptſch zurück, die den Abgehenden freundlich und kopfnickend nachſah und dann aufſtand und ſich in den Großvaterſtuhl ſetzte.

Fünftes Kapitel.

Vor dem „Schloß" mit dem grün und rothgestrichenen Thurme machten Botho und Lene Halt und baten Dörr in aller Förmlichkeit um Erlaubniß, noch in den Garten gehn und eine halbe Stunde darin promeniren zu dürfen. Der Abend sei so schön. Vater Dörr brummelte, daß er sein Eigenthum in keinem bessren Schutz lassen könne, worauf das junge Paar unter artigen Verbeugungen Abschied nahm und auf den Garten zuschritt. Alles war schon zur Ruh und nur Sultan, an dem sie vorbei mußten, richtete sich hoch auf und winselte so lange, bis ihn Lene gestreichelt hatte. Dann erst kroch er wieder in seine Hütte zurück.

Drinnen im Garten war alles Duft und Frische, denn, den ganzen Hauptweg hinauf, zwischen den Johannis- und Stachelbeersträuchern, standen Levkojen und Reseda, deren feiner Duft

ſich mit dem kräftigeren der Thymianbeete miſchte. Nichts regte ſich in den Bäumen, und nur Leuchtkäfer ſchwirrten durch die Luft.

Lene hatte ſich in Botho's Arm gehängt und ſchritt mit ihm auf das Ende des Gartens zu, wo, zwiſchen zwei Silberpappeln, eine Bank ſtand.

„Wollen wir uns ſetzen?"

„Nein," ſagte Lene, „nicht jetzt," und bog in einen Seitenweg ein, deſſen hochſtehende Himbeerbüſche faſt über den Gartenzaun hinaus wuchſen. „Ich gehe ſo gern an Deinem Arm. Erzähle mir etwas. Aber etwas recht Hübſches. Oder frage."

„Gut. Iſt es Dir recht, wenn ich mit den Dörr's anfange?"

„Meinetwegen."

„Ein ſonderbares Paar. Und dabei, glaub' ich, glücklich. Er muß thun was ſie will und iſt doch um vieles klüger."

„Ja," ſagte Lene, „klüger iſt er, aber auch geizig und hartherzig und das macht ihn gefügig, weil er beſtändig ein ſchlechtes Gewiſſen hat. Sie ſieht ihm ſcharf auf die Finger und leidet es nicht, wenn er jemand übervortheilen will. Und das iſt es, wovor er Furcht hat und was ihn nachgiebig macht."

„Und weiter nichts?“

„Vielleicht auch noch Liebe, ſo ſonderbar es klingt. Das heißt Liebe von ſeiner Seite. Denn trotz ſeiner Sechsundfünfzig oder mehr iſt er noch wie vernarrt in ſeine Frau und blos weil ſie groß iſt. Beide haben mir die wunderlichſten Geſtändniſſe darüber gemacht. Ich bekenne Dir offen, mein Geſchmack wäre ſie nicht.“

„Da haſt Du aber Unrecht, Lene; ſie macht eine Figur.“

„Ja,“ lachte Lene, „ſie macht eine Figur, aber ſie hat keine. Siehſt Du denn gar nicht, daß ihr die Hüften eine Hand breit zu hoch ſitzen? Aber ſo was ſeht ihr nicht und „Figur“ und „ſtattlich“ iſt immer euer drittes Wort, ohne daß ſich wer drum kümmert, wo denn die Stattlichkeit eigentlich herkommt.“

So plaudernd und neckend blieb ſie ſtehn und bückte ſich, um auf einem langen und ſchmalen Erdbeerbeete, das ſich in Front von Zaun und Hecke hinzog, nach einer Früh-Erdbeere zu ſuchen. Endlich hatte ſie, was ſie wollte, nahm das Stengelchen eines wahren Prachtexemplares zwiſchen die Lippen und trat vor ihn hin und ſah ihn an.

Er war auch nicht ſäumig, pflückte die Beere von ihrem Munde fort und umarmte ſie und küßte ſie.

„Meine ſüße Lene, das haſt Du recht gemacht. Aber höre nur, wie Sultan blafft; er will bei Dir ſein; ſoll ich ihn losmachen?"

„Nein, wenn er hier iſt, hab' ich Dich nur noch halb. Und ſprichſt Du dann gar noch von der ſtattlichen Frau Dörr, ſo hab ich Dich ſo gut wie garnicht mehr."

„Gut," lachte Botho, „Sultan mag bleiben, wo er iſt. Ich bin es zufrieden. Aber von Frau Dörr muß ich noch weiter ſprechen. Iſt ſie wirklich ſo gut?"

„Ja, das iſt ſie, trotzdem ſie ſonderbare Dinge ſagt, Dinge, die wie Zweideutigkeiten klingen und es auch ſein mögen. Aber ſie weiß nichts davon und in ihrem Thun und Wandel iſt nicht das Geringſte, was an ihre Vergangenheit erinnern könnte."

„Hat ſie denn eine?"

„Ja. Wenigſtens ſtand ſie jahrelang in einem Verhältniß und „ging mit ihm" wie ſie ſich auszudrücken pflegt. Und darüber iſt wohl kein Zweifel, daß über dies Verhältniß und natürlich auch über die gute Frau Dörr ſelbſt viel, ſehr viel geredet worden iſt. Und ſie wird auch Anſtoß über Anſtoß gegeben haben. Nur ſie ſelber hat ſich in ihrer Einfalt nie Gedanken dar-

über gemacht und noch weniger Vorwürfe. Sie ſpricht davon wie von einem unbequemen Dienſt, den ſie getreulich und ehrlich erfüllt hat, blos aus Pflichtgefühl. Du lachſt und es klingt auch ſonderbar genug. Aber es läßt ſich nicht anders ſagen. Und nun laſſen wir die Frau Dörr und ſetzen uns lieber und ſehen in die Mondſichel."

Wirklich, der Mond ſtand drüben über dem Elephantenhauſe, das in dem niederſtrömenden Silberlichte noch phantaſtiſcher ausſah, als gewöhnlich. Lene wies darauf hin, zog die Mantelkapuze feſter zuſammen und barg ſich an ſeine Bruſt.

So vergingen ihr Minuten, ſchweigend und glücklich, und erſt als ſie ſich wie von einem Traume, der ſich doch nicht feſthalten ließ, wieder aufrichtete, ſagte ſie: „Woran haſt Du gedacht? Aber Du mußt mir die Wahrheit ſagen."

„Woran ich dachte, Lene? Ja, faſt ſchäm' ich mich, es zu ſagen. Ich hatte ſentimentale Gedanken und dachte nach Haus hin an unſren Küchengarten in Schloß Zehden, der genau ſo daliegt wie dieſer Dörr'ſche, dieſelben Salatbeete mit Kirſchbäumen dazwiſchen und ich möchte wetten auch ebenſo viele Meiſenkäſten. Und auch die Spargelbeete liefen ſo hin. Und dazwiſchen ging

ich mit meiner Mutter und wenn ſie guter Laune war, gab ſie mir das Meſſer und erlaubte, daß ich ihr half. Aber weh mir, wenn ich ungeſchickt war und die Spargelſtange zu lang oder zu kurz abſtach. Meine Mutter hatte eine raſche Hand."

„Glaub's. Und mir iſt immer, als ob ich Furcht vor ihr haben müßte."

„Furcht? Wie das? Warum, Lene?"

Lene lachte herzlich und doch war eine Spur von Gezwungenheit darin. „Du mußt nicht gleich denken, daß ich vorhabe, mich bei der Gnädigen melden zu laſſen, und darfſt es nicht anders nehmen, als ob ich geſagt hätte, ich fürchte mich vor der Kaiſerin. Würdeſt Du deshalb denken, daß ich zu Hofe wollte? Nein, ängſtige Dich nicht; ich verklage Dich nicht."

„Nein, das thuſt Du nicht. Dazu biſt Du viel zu ſtolz und eigentlich eine kleine Demokratin und ringſt Dir jedes freundliche Wort nur ſo von der Seele. Hab' ich Recht? Aber wie's auch ſei, mache Dir auf gut Glück hin ein Bild von meiner Mutter. Wie ſieht ſie aus?"

„Genau ſo wie Du: groß und ſchlank und blauäugig und blond."

„Arme Lene (und das Lachen war diesmal auf ſeiner Seite), da haſt Du fehl geſchoſſen.

Meine Mutter ist eine kleine Frau mit lebhaften schwarzen Augen und einer großen Nase."

„Glaub' es nicht. Das ist nicht möglich."

„Und ist doch so. Du mußt nämlich bedenken, daß ich auch einen Vater habe. Aber das fällt euch nie ein. Ihr denkt immer, ihr seid die Hauptsache. Und nun sage mir noch etwas über den Charakter meiner Mutter. Aber rathe besser."

„Ich denke mir sie sehr besorgt um das Glück ihrer Kinder."

„Getroffen...."

„.... Und daß all' ihre Kinder reiche, das heißt sehr reiche Partieen machen. Und ich weiß auch, wen sie für Dich in Bereitschaft hält."

„Eine Unglückliche, die Du...."

„Wie Du mich verkennst. Glaube mir, daß ich Dich habe, diese Stunde habe, das ist mein Glück. Was daraus wird, das kümmert mich nicht. Eines Tages bist Du weggeflogen...."

Er schüttelte den Kopf.

„Schüttle nicht den Kopf; es ist so, wie ich sage. Du liebst mich und bist mir treu, wenigstens bin ich in meiner Liebe kindisch und eitel genug, es mir einzubilden. Aber wegfliegen wirst Du, das seh' ich klar und gewiß. Du wirst es müssen.

Es heißt immer, die Liebe mache blind, aber ſie macht auch hell und fernſichtig.“

„Ach, Lene, Du weißt gar nicht, wie lieb ich Dich habe.“

„Doch, ich weiß es. Und weiß auch, daß Du Deine Lene für 'was Beſondres hältſt und jeden Tag denkſt, „wenn ſie doch eine Gräfin wäre.“ Damit iſt es nun aber zu ſpät, das bring' ich nicht mehr zu Wege. Du liebſt mich und biſt ſchwach. Daran iſt nichts zu ändern. Alle ſchönen Männer ſind ſchwach und der Stärkre beherrſcht ſie.... Und der Stärkre.... ja, wer iſt dieſer Stärkre? Nun entweder iſt's Deine Mutter, oder das Gerede der Menſchen, oder die Verhältniſſe. Oder vielleicht alles drei.... Aber ſieh nur.“

Und ſie wies nach dem Zoologiſchen hinüber, aus deſſen Baum- und Blätterdunkel eben eine Rakete ziſchend in die Luft fuhr und mit einem Puff in zahlloſe Schwärmer zerſtob. Eine zweite folgte der erſten und ſo ging es weiter, als ob ſie ſich jagen und überholen wollten, bis es mit einem Male vorbei war und die Gebüſche drüben in einem grünen und rothen Lichte zu glühen anfingen. Ein paar Vögel in ihren Käfigen kreiſchten dazwiſchen und dann fiel nach einer langen Pauſe die Muſik wieder ein.

„Weißt Du, Botho, wenn ich Dich nun so nehmen und mit Dir die Läster-Allee drüben auf- und abschreiten könnte, so sicher wie hier zwischen den Buchsbaumrabatten und könnte jedem sagen: „ja wundert euch nur, er ist er und ich bin ich, und er liebt mich und ich liebe ihn," — ja Botho, was glaubst Du wohl, was ich dafür gäbe? Aber rathe nicht, Du räthst es doch nicht. Ihr kennt ja nur euch und euren Klub und euer Leben. Ach, das arme bischen Leben."

„Sprich nicht so, Lene."

„Warum nicht? Man muß allem ehrlich ins Gesicht sehn und sich nichts weiß machen lassen und vor allem sich selber nichts weiß machen. Aber es wird kalt und drüben ist es auch vorbei. Das ist das Schlußstück, das sie jetzt spielen. Komm, wir wollen uns drin an den Herd setzen, das Feuer wird noch nicht aus sein und die Alte ist längst zu Bett."

So gingen sie, während sie sich leicht an seine Schulter lehnte, den Gartensteig wieder hinauf. Im „Schloß" brannte kein Licht mehr und nur Sultan, den Kopf aus seiner Hütte vorstreckend, sah ihnen nach. Aber er rührte sich nicht und hatte blos mürrische Gedanken.

Sechstes Kapitel.

Es war die Woche darnach und die Kastanien hatten bereits abgeblüht; auch in der Bellevuestraße. Hier hatte Baron Botho von Rienäcker eine zwischen einem Front- und einem Gartenbalkon gelegene Parterre-Wohnung inne: Arbeitszimmer, Eßzimmer, Schlafzimmer, die sich sämmtlich durch eine geschmackvolle, seine Mittel ziemlich erheblich übersteigende Einrichtung auszeichneten. In dem Eßzimmer befanden sich zwei Hertel'sche Stillleben und dazwischen eine Bärenhatz, werthvolle Kopie nach Rubens, während in dem Arbeitszimmer ein Andreas Achenbach'scher Seesturm, umgeben von einigen kleineren Bildern desselben Meisters, paradirte. Der Seesturm war ihm bei Gelegenheit einer Verloosung zugefallen und an diesem schönen und werthvollen Besitze hatte er sich zum Kunstkenner und speziell zum Achen-

bach-Enthusiasten herangebildet. Er scherzte gern darüber und pflegte zu versichern, „daß ihm sein Lotterieglück, weil es ihn zu beständig neuen Ankäufen verführt habe, theuer zu stehn gekommen sei," hinzusetzend, „daß es vielleicht mit jedem Glücke dasselbe sei."

Vor dem Sopha, dessen Plüsch mit einem persischen Teppich überdeckt war, stand auf einem Malachit-Tischchen das Kaffeegeschirr, während auf dem Sopha selbst allerlei politische Zeitungen umher lagen, unter ihnen auch solche, deren Vorkommen an dieser Stelle ziemlich verwunderlich war und nur aus dem Baron Botho'schen Lieblingssatze „Schnack gehe vor Politik" erklärt werden konnte. Geschichten, die den Stempel der Erfindung an der Stirn trugen, sogenannte „Perlen", amüsirten ihn am meisten. Ein Kanarienvogel, dessen Bauer während der Frühstückszeit allemal offen stand, flog auch heute wieder auf Hand und Schulter seines ihn nur zu sehr verwöhnenden Herrn, der, anstatt ungeduldig zu werden, das Blatt jedesmal bei Seite that, um den kleinen Liebling zu streicheln. Unterließ er es aber, so drängte sich das Thierchen an Hals und Bart des Lesenden und piepte so lang und eigensinnig, bis ihm der Wille ge-

than war. „Alle Lieblinge ſind gleich," ſagte Baron Rienäcker, „und fordern Gehorſam und Unterwerfung."

In dieſem Augenblicke ging die Korridorklingel und der Diener trat ein, um die draußen abgegebenen Briefe zu bringen. Der eine, graues Kouvert in Quadrat, war offen und mit einer Dreipfennigmarke frankirt. „Hamburger Lotterieloos oder neue Zigarren," ſagte Rienäcker und warf Kouvert und Inhalt, ohne weiter nachzuſehen, bei Seite. „Aber das hier.... Ah, von Lene. Nun den verſpare ich mir bis zuletzt, wenn ihm dieſer dritte, geſiegelte, nicht den Rang ſtreitig macht. Oſten'ſches Wappen. Alſo von Onkel Kurt Anton; Poſtſtempel „Berlin", will ſagen: ſchon da. Was wird er nur wollen? Zehn gegen eins, ich ſoll mit ihm frühſtücken oder einen Sattel kaufen oder ihn zu Renz begleiten, vielleicht auch zu Kroll; am wahrſcheinlichſten das eine thun und das andere nicht laſſen."

Und er ſchnitt das Kouvert, auf dem er auch Onkel Oſten's Handſchrift erkannt hatte, mit einem auf dem Fenſterbrett liegenden Meſſerchen auf und nahm den Brief heraus. Der aber lautete:

„Hotel Brandenburg, Nummer 15. Mein lieber Botho. Vor einer Stunde bin ich hier

unter eurer alten Berliner Deviſe „vor Taſchendieben wird gewarnt", auf dem Oſtbahnhofe glücklich eingetroffen und habe mich in Hotel Brandenburg einquartirt, will ſagen an alter Stelle; was ein richtiger Konſervativer iſt, iſt es auch in kleinen Dingen. Ich bleibe nur zwei Tage, denn eure Luft drückt mich. Es iſt ein ſtickiges Neſt. Alles andre mündlich. Ich erwarte Dich ein Uhr bei Hiller. Dann wollen mir einen Sattel kaufen. Und dann Abends zu Renz. Sei pünktlich. Dein alter Onkel Kurt Anton."

Rienäcker lachte. „Dacht' ich's doch! Und doch eine Neuerung. Früher war es Borchardt, jetzt Hiller. Ei, ei, Onkelchen, was ein richtiger Konſervativer iſt, iſt es auch in kleinen Dingen .... Und nun meine liebe Lene .... Was Onkel Kurt Anton wohl ſagen würde, wenn er wüßte, in welcher Begleitung ſein Brief und ſeine Befehle hier eingetroffen ſind."

Und während er ſo ſprach, erbrach er Lene's Billet und las.

„Es ſind nun ſchon volle fünf Tage, daß ich Dich nicht geſehen habe. Soll es eine volle Woche werden? Und ich dachte, Du müßteſt den andern Tag wiederkommen, ſo glücklich war ich den Abend. Und Du warſt ſo lieb und gut.

Mutter neckt mich ſchon und ſagt: „er kommt nicht wieder.“ Ach, wie mir das immer einen Stich ins Herz giebt, weil es ja mal ſo kommen muß und weil ich fühle, daß es jeden Tag kommen kann. Daran wurd' ich geſtern wieder erinnert. Denn wenn ich Dir eben ſchrieb, ich hätte Dich fünf Tage lang nicht geſehen, ſo hab' ich nicht die Wahrheit geſagt, ich habe Dich geſehn, geſtern, aber heimlich, verſtohlen, auf dem Korſo. Denke Dir, ich war auch da, natürlich weit zurück in einer Seiten-Alleh und habe Dich eine Stunde lang auf- und abreiten ſehn. Ach, ich freute mich über die Maßen, denn Du warſt der ſtattlichſte (beinah ſo ſtattlich wie Frau Dörr, die ſich Dir emphelen läßt) und ich hatte ſolchen Stolz Dich zu ſehn, daß ich nicht einmal eiferſüchtig wurde. Nur einmal kam es. Wer war denn die ſchöne Blondine, mit den zwei Schimmeln, die ganz in einer Blumengirrlande gingen? Und die Blumen ſo dicht, ganz ohne Blatt und Stiehl. So was Schönes hab' ich all mein Lebtag nicht geſehn. Als Kind hätt' ich gedacht, es müſſ' eine Prinzeſſin ſein, aber jetzt weiß ich, daß Prinzeſſinnen nicht immer die ſchönſten ſind. Ja, ſie war ſchön und gefiehl Dir, ich ſah es wohl, und Du gefiehlſt ihr auch. Aber die Mutter,

die neben der ſchönen Blondine ſaß, der gefiehlſt Du noch beſſer. Und das ärgerte mich. Einer ganz jungen gönne ich Dich, wenn's durchaus ſein muß. Aber einer alten! Und nun gar einer Mama? Nein, nein, die hat ihr Theil. Jedenfalls, mein einziger Botho, ſiehſt Du, daß Du mich wieder gut machen und beruhigen mußt. Ich erwarte Dich morgen oder übermorgen. Und wenn Du nicht Abend kannſt, ſo komme bei Tag und wenn es nur eine Minute wäre. Ich habe ſolche Angſt um Dich, das heißt eigentlich um mich. Du verſtheeſt mich ſchon. Deine Lene."

„Deine Lene," ſprach er, die Briefunterſchrift wiederholend, noch einmal vor ſich hin und eine Unruhe bemächtigte ſich ſeiner, weil ihm allerwiderſtreitendſte Gefühle durch's Herz gingen: Liebe, Sorge, Furcht. Dann durchlas er den Brief noch einmal. An zwei, drei Stellen konnt' er ſich nicht verſagen, ein Strichelchen mit dem ſilbernen Crayon zu machen, aber nicht aus Schulmeiſterei, ſondern aus eitel Freude. „Wie gut ſie ſchreibt! Kalligraphiſch gewiß und orthographiſch beinah .... Stiehl ſtatt Stiel .... Ja, warum nicht? Stiehl war eigentlich ein gefürchteter Schulrath, aber, Gott ſei Dank, ich bin keiner. Und ‚emphehlen". Soll ich wegen f und h mit ihr

zürnen? Großer Gott, wer kann „empfehlen“ richtig ſchreiben? Die ganz jungen Comteſſen nicht immer und die ganz alten nie. Alſo was ſchadt's! Wahrhaftig, der Brief iſt wie Lene ſelber, gut, treu, zuverläſſig und die Fehler machen ihn nur noch reizender.“

Er lehnte ſich in den Stuhl zurück und legte die Hand über Stirn und Augen: „Arme Lene, was ſoll werden! Es wär' uns beiden beſſer geweſen, der Oſtermontag wäre dies Mal ausgefallen. Wozu giebt es auch zwei Feiertage? Wozu Treptow und Stralau und Waſſerfahrten? Und nun der Onkel! Entweder kommt er wieder als Abgeſandter von meiner Mutter oder er hat Pläne für mich aus ſich ſelbſt, aus eigner Initiative. Nun, ich werde ja ſehen. Eine diplomatiſche Verſtellungsſchule hat er nicht durchgemacht, und wenn er zehn Eide geſchworen hat zu ſchweigen, es kommt doch heraus. Ich will's ſchon erfahren, trotzdem ich in der Kunſt der Intrigue gleich nach ihm ſelber komme.“

Dabei zog er ein Fach ſeines Schreibtiſches auf, darin, von einem rothen Bändchen umwunden, ſchon andere Briefe Lenens lagen. Und nun klingelte er nach dem Diener, der ihm beim Ankleiden behilflich ſein ſollte. „So, Johann, das wäre

gethan.... Und nun vergiß nicht, die Jalouſieen herunter zu laſſen. Und wenn wer kommt und nach mir fragt, bis zwölf bin ich in der Kaſerne, nach ein bei Hiller und am Abend bei Renz. Und zieh auch die Jalouſieen zu rechter Zeit wieder auf, daß ich nicht wieder einen Brütofen vorfinde. Und laß die Lampe vorn brennen. Aber nicht in meinem Schlafzimmer; die Mücken ſind wie toll in dieſem Jahr. Verſtanden?"

„Zu Befehl, Herr Baron."

Und unter dieſem Geſpräche, das ſchon halb im Korridor geführt worden war, trat Rienäcker in den Hausflur, ziepte draußen im Vorgarten die dreizehnjährige, ſich gerad' über den Wagen ihres kleinen Bruders beugende Portiertochter von hinten her am Zopf und empfing einen wüthenden, aber im Erkennungsmoment ebenſo raſch in Zärtlichkeit übergehenden Blick als Antwort darauf.

Und nun erſt trat er durch die Gitterthür auf die Straße. Hier ſah er, unter der grünen Kaſtanienlaube hin, abwechſelnd auf das Thor und dann wieder nach dem Thiergarten zu, wo ſich, wie auf einem Camera obscura-Glaſe, die Menſchen und Fuhrwerke gräuſchlos hin und her bewegten. „Wie ſchön. Es iſt doch wohl eine der beſten Welten."

Siebentes Kapitel.

Um Zwölf war der Dienſt in der Kaſerne gethan und Botho von Rienäcker ging die Linden hinunter aufs Thor zu, lediglich in der Abſicht, die Stunde bis zum Rendezvous bei Hiller, ſo gut ſich's thun ließ, auszufüllen. Zwei, drei Bilderläden waren ihm dabei ſehr willkommen. Bei Lepke ſtanden ein paar Oswald Achenbach's im Schaufenſter, darunter eine palermitaniſche Straße, ſchmutzig und ſonnig, und von einer geradezu frappirenden Wahrheit des Lebens und Kolorits. „Es giebt doch Dinge, worüber man nie ins Reine kommt. So mit den Achenbach's. Bis vor Kurzem hab' ich auf Andreas geſchworen; aber wenn ich ſo was ſehe wie das hier, ſo weiß ich nicht, ob ihm der Oswald nicht gleichkommt oder ihn überholt. Jedenfalls iſt er bunter und mannigfacher. All dergleichen aber iſt mir blos zu denken erlaubt, vor den Leuten es ausſprechen, hieße

meinen „Seesturm“ ohne Noth auf den halben Preis herabsetzen.“

Unter solchen Betrachtungen stand er eine Zeitlang vor dem Lepke'schen Schaufenster und ging dann, über den Pariser Platz hin, auf das Thor und die schräg links führende Thiergarten-Allee zu, bis er vor der Wolf'schen Löwengruppe Halt machte. Hier sah er nach der Uhr. „Halb eins. Also Zeit.“ Und so wandt' er sich wieder, um auf demselben Wege nach den „Linden“ hin zurückzukehren. Vor dem Redern'schen Palais sah er Leutnant von Wedell von den Garde-Dragonern auf sich zukommen.

„Wohin, Wedell?“

„In den Club. Und Sie?“

„Zu Hiller.“

„Etwas früh.“

„Ja. Aber was hilft's? Ich soll mit einem alten Onkel von mir frühstücken, neumärkisch Blut und just in dem Winkel zu Hause, wo Bentsch, Rentsch, Stentsch liegen, — lauter Reimwörter auf Mensch, selbstverständlich ohne weitre Konsequenz oder Verpflichtung. Uebrigens hat er, ich meine den Onkel, mal in Ihrem Regiment gestanden. Freilich lange her, erste vierziger Jahre. Baron Osten.“

„Der Wietzendorfer?“

„Eben der.“

„O den kenn' ich, d. h. dem Namen nach. Etwas Verwandtſchaft. Meine Großmutter war eine Oſten. Iſt doch derſelbe, der mit Bismarck auf dem Kriegsfuß ſteht?“

„Derſelbe. Wiſſen Sie was, Wedell, kommen Sie mit. Der Club läuft Ihnen nicht weg und Pitt und Serge auch nicht; Sie finden ſie um Drei gerad ſo gut wie um Eins. Der Alte ſchwärmt noch immer für Dragonerblau mit Gold und iſt Neumärker genug, um ſich über jeden Wedell zu freuen.“

„Gut, Rienäcker. Aber auf Ihre Verantwortung.“

„Mit Vergnügen.“

Unter ſolchem Geſpräche waren ſie bei Hiller angelangt, wo der alte Baron bereits an der Glasthür ſtand und ausſchaute, denn es war eine Minute nach Eins. Er unterließ aber jede Bemerkung und war augenſcheinlich erfreut, als Botho vorſtellte: „Leutnant von Wedell.“

„Ihr Herr Neffe ....“

„Nichts von Entſchuldigungen, Herr von Wedell, Alles, was Wedell heißt, iſt mir willkommen und wenn es dieſen Rock trägt, doppelt und dreifach.

Kommen Sie, meine Herren, wir wollen uns aus dieſem Stuhl- und Tiſch-Defilé heraus ziehen und ſo gut es geht, nach rückwärts hin konzentriren. Sonſt nicht Preußenſache; hier aber rathſam."

Und damit ging er, um gute Plätze zu finden, vorauf und wählte nach Einblick in verſchiedene kleine Kabinets ſchließlich ein mäßig großes, mit einem lederfarbnen Stoff austapeziertes Zimmer, das trotz eines breiten und dreigetheilten Fenſters wenig Licht hatte, weil es auf einen engen und dunklen Hof ſah. Von einem hier zu vier gedeckten Tiſch wurde im Nu das vierte Couvert entfernt und während die beiden Offiziere Pallaſch und Säbel in die Fenſterecke ſtellten, wandte ſich der alte Baron an den Oberkellner, der in einiger Entfernung gefolgt war, und befahl einen Hummer und einen weißen Burgunder. „Aber welchen, Botho?"

„Sagen wir Chablis."

„Gut, Chablis. Und friſches Waſſer. Aber nicht aus der Leitung; lieber ſo, daß die Karaffe beſchlägt. Und nun meine Herren, bitte Platz zu nehmen: lieber Wedell hier, Botho Du da. Wenn nur dieſe Gluth, dieſe verfrühte Hundstagshitze nicht wäre. Luft, meine Herren, Luft. Ihr

ſchönes Berlin, das immer ſchöner wird (ſo verſichern einen wenigſtens alle, die nichts Beſſeres kennen), Ihr ſchönes Berlin hat alles, aber keine Luft.“ Und dabei riß er die großen Fenſterflügel auf und ſetzte ſich ſo, daß er die breite Mittelöffnung gerade vor ſich hatte.

Der Hummer war noch nicht gekommen, aber der Chablis ſtand ſchon da. Voll Unruhe nahm der alte Oſten eins der Brötchen aus dem Korb und ſchnitt es mit ebenſo viel Haſt wie Virtuoſität in Schrägſtücke, blos um etwas zu thun zu haben. Dann ließ er das Meſſer wieder fallen und reichte Wedell die Hand. „Ihnen unendlich verbunden, Herr von Wedell, und brillanter Einfall von Botho, Sie dem Club auf ein paar Stunden abſpänſtig gemacht zu haben. Ich nehm' es als eine gute Vorbedeutung, gleich bei meinem erſten Ausgang in Berlin einen Wedell begrüßen zu dürfen.“

Und nun begann er einzuſchenken, weil er ſeiner Unruhe nicht länger Herr bleiben konnte, befahl eine Cliquot kalt zu ſtellen und fuhr dann fort: „Eigentlich, lieber Wedell, ſind wir verwandt; es giebt keine Wedell's, mit denen wir nicht verwandt wären, und wenn's auch blos durch einen Scheffel Erbſen wäre; neumärkiſch Blut iſt in allen. Und wenn ich nun gar mein altes Dragoner-

blau wiederſehe, da ſchlägt mir das Herz bis in den Hals hinein. Ja, Herr von Wedell, alte Liebe roſtet nicht. Aber da kommt der Hummer .... Bitte, hier die große Scheere. Die Scheeren ſind immer das Beſte .... Aber, was ich ſagen wollte, alte Liebe roſtet nicht und der Schneid auch nicht. Und ich ſetze hinzu, Gott ſei Dank. Damals hatten wir noch den alten Dobeneck. Himmelwetter, war das ein Mann! Ein Mann wie ein Kind. Aber wenn es mal ſchlecht ging und nicht klappen wollte, wenn er einen dann anſah, den hätt' ich ſehen wollen, der den Blick ausgehalten hätte. Richtiger alter Oſtpreuße noch von Anno 13 und 14 her. Wir fürchteten ihn, aber wir liebten ihn auch. Denn er war wie ein Vater. Und, wiſſen Sie, Herr v. Wedell, wer mein Rittmeiſter war ....?"

In dieſem Augenblicke kam auch der Champagner.

„Mein Rittmeiſter war Manteuffel, derſelbe, dem wir alles verdanken, der uns die Armee gemacht hat und mit der Armee den Sieg."

Herr von Wedell verbeugte ſich, während Botho leicht hin ſagte: „Gewiß, man kann es ſagen."

Aber das war nicht klug und weiſe von Botho, wie ſich gleich herausſtellen ſollte, denn

der ohnehin an Kongeſtionen leidende alte Baron wurde roth über den ganzen kahlen Kopf weg und das bischen krauſe Haar an ſeinen Schläfen ſchien noch krauſer werden zu wollen. „Ich verſtehe Dich nicht, Botho; was ſoll dies ‚Man kann es ſagen‘, das heißt ſo viel wie ‚man kann es auch nicht ſagen‘. Und ich weiß auch, worauf das alles hinaus will. Es will andeuten, daß ein gewiſſer Küraſſieroffizier aus der Reſerve, der im Uebrigen mit nichts in Reſerve gehalten hat, am wenigſten mit revolutionären Maßnahmen, es will andeuten, ſag' ich, daß ein gewiſſer Halberſtädter mit ſchwefelgelbem Kragen eigentlich auch St. Privat allerperſönlichſt geſtürmt und um Sedan herum den großen Zirkel gezogen habe. Botho, damit darfſt Du mir nicht kommen. Er war ein Referendar und hat auf der Potsdamer Regierung gearbeitet, ſogar unter dem alten Meding, der nie gut auf ihn zu ſprechen war, ich weiß das, und hat eigentlich nichts gelernt als Depeſchen ſchreiben. Soviel will ich ihm laſſen, das verſteht er, oder mit andern Worten, er iſt ein Federfuchſer. Aber nicht die Federfuchſer haben Preußen groß gemacht. War der bei Fehrbellin ein Federfuchſer? War der bei Leuthen ein Federfuchſer? War Blücher ein Feder-

fuchſer oder York? Hier ſitzt die preußiſche Feder. Ich kann dieſen Cultus nicht leiden.“

„Aber lieber Onkel....“

„Aber, aber, ich dulde kein aber. Glaube mir, Botho, zu ſolcher Frage, dazu gehören Jahre; derlei Dinge verſteh' ich beſſer. Wie ſteht es denn? Er ſtößt die Leiter um, drauf er emporgeſtiegen, und verbietet ſogar die Kreuzzeitung und rund heraus, er ruinirt uns; er denkt klein von uns, er ſagt uns Sottiſen und wenn ihm der Sinn danach ſteht, verklagt er uns auf Diebſtahl oder Unterſchlagung und ſchickt uns auf die Feſtung. Ach, was ſag' ich auf die Feſtung, Feſtung iſt für anſtändige Leute, nein, ins Landarmenhaus ſchickt er uns, um Wolle zu zupfen.... Aber Luft, meine Herren, Luft. Sie haben keine Luft hier. Verdammtes Neſt.“

Und er erhob ſich und riß zu dem bereits offenſtehenden Mittelflügel auch noch die beiden Nebenflügel auf, ſodaß von dem Zuge, der ging, die Gardinen und das Tiſchtuch ins Wehen kamen. Dann ſich wieder ſetzend, nahm er ein Stück Eis aus dem Champagnerkühler und fuhr ſich damit über die Stirn.

„Ah,“ fuhr er fort, „das Stück Eis hier, das iſt das Beſte vom ganzen Frühſtück....

Und nun ſagen Sie, Herr von Wedell, hab' ich Recht oder nicht? Botho, Hand aufs Herz, hab' ich Recht? Iſt es nicht ſo, daß man ſich als ein Märkiſcher von Adel aus reiner Edelmannsempörung einen Hochverrathsprozeß auf den Leib reden möchte? Solchen Mann .... aus unſrer beſten Familie .... vornehmer als die Bismarck's und ſo viele für Thron und Hohenzollernthum gefallen, daß man eine ganze Leibkompagnie daraus formiren könnte, Leibkompagnie mit Blechmützen und der Boitzenburger kommandirt ſie. Ja, meine Herren. Und ſolcher Familie ſolchen Affront. Und warum? Unterſchlagung, Indiskretion, Bruch von Amtsgeheimniß. Ich bitte Sie, fehlt nur noch Kindsmord und Vergehen gegen die Sittlichkeit und wahrhaftig es bleibt verwunderlich genug, daß nicht auch das noch herausgedrückt worden iſt. Aber die Herren ſchweigen. Ich bitte Sie, ſprechen Sie. Glauben Sie mir, daß ich andre Meinungen hören und ertragen kann; ich bin nicht wie er; ſprechen Sie, Herr v. Wedell, ſprechen Sie."

Wedell, in immer wachſender Verlegenheit, ſuchte nach einem Ausgleichs- und Beruhigungsworte: „Gewiß, Herr Baron, es iſt, wie Sie ſagen. Aber, Pardon, ich habe damals, als die

Sache zum Austrag kam, vielfach aussprechen hören, und die Worte sind mir im Gedächtniß geblieben, daß der Schwächere darauf verzichten müsse, dem Stärkeren die Wege kreuzen zu wollen, das verbiete sich in Leben wie Politik, es sei nun mal so: Macht gehe vor Recht."

„Und kein Widerspruch dagegen, kein Appell?"

„Doch, Herr Baron. Unter Umständen auch ein Appell. Und um nichts zu verschweigen, ich kenne solche Fälle gerechtfertigter Opposition. Was die Schwäche nicht darf, das darf die Reinheit, die Reinheit der Ueberzeugung, die Lauterkeit der Gesinnung. Die hat das Recht der Auflehnung, sie hat sogar die Pflicht dazu. Wer aber hat diese Lauterkeit? Hatte sie.... Doch ich schweige, weil ich weder Sie, Herr Baron, noch die Familie, von der wir sprechen, verletzen möchte. Sie wissen aber, auch ohne daß ich es sage, daß er, der das Wagniß wagte, diese Lauterkeit der Gesinnung nicht hatte. Der blos Schwächere darf nichts, nur der Reine darf alles."

„Nur der Reine darf alles," wiederholte der alte Baron mit einem so schlauen Gesicht, daß es zweifelhaft blieb, ob er mehr von der Wahrheit oder der Anfechtbarkeit dieser These durchdrungen sei. Der Reine darf alles. Kapitaler

Satz, den ich mir mit nach Hauſe nehme. Der wird meinem Paſtor gefallen, der letzten Herbſt den Kampf mit mir aufgenommen und ein Stück von meinem Acker zurückgefordert hat. Nicht ſeinetwegen, i Gott bewahre, blos um des Prinzips und ſeines Nachfolgers willen, dem er nichts vergeben dürfe. Schlauer Fuchs. Aber der Reine darf alles."

„Du wirſt ſchon nachgeben in der Pfarrackerfrage," ſagte Botho. „Kenn' ich doch Schönemann noch von Sellenthin's her."

„Ja, da war er noch Hauslehrer und kannte nichts Beſſeres, als die Schulſtunden abkürzen und die Spielſtunden in die Länge ziehen. Und konnte Reifen ſpielen wie ein junger Marquis; wahrhaftig, es war ein Vergnügen, ihm zuzuſehen. Aber nun iſt er ſieben Jahre im Amt und Du würdeſt den Schönemann, der der gnädigen Frau den Hof machte, nicht wieder erkennen. Eins aber muß ich ihm laſſen, er hat beide Frölens gut erzogen und am beſten Deine Käthe...."

Botho ſah den Onkel verlegen an, faſt als ob er ihn um Diskretion bitten wolle. Der alte Baron aber, überfroh, das heikle Thema ſo glücklich beim Schopfe gefaßt zu haben, fuhr in überſtrömender und immer wachſender guter Laune

fort: „Ach laß doch, Botho. Diskretion. Unſinn. Wedell iſt Landsmann und wird von der Geſchichte ſo gut wiſſen, wie jeder andere. Weshalb ſchweigen über ſolche Dinge. Du biſt doch ſo gut wie gebunden. Und weiß es Gott, Junge, wenn ich ſo die Frölens Revue paſſiren laſſe, 'ne beſſre findeſt Du nicht, Zähne wie Perlen und lacht immer, daß man die ganze Schnur ſieht. Eine Flachsblondine zum Küſſen und wenn ich dreißig Jahre jünger wäre, höre ....“

Wedell, der Botho's Verlegenheit bemerkte, wollte ihm zu Hilfe kommen und ſagte: „Die Sellenthin'ſchen Damen ſind alle ſehr anmuthig, Mutter wie Töchter; ich war vorigen Sommer mit ihnen in Norderney, charmant, aber ich würde der zweiten den Vorzug geben ....“

„Deſto beſſer, Wedell. Da kommt ihr euch nicht in die Quer und wir können gleich eine Doppelhochzeit feiern. Und Schönemann kann trauen, wenn Kluckhuhn, der wie alle Alten empfindlich iſt, es zugiebt, und ich will ihm nicht nur das Fuhrwerk ſtellen, ich will ihm auch das Stück Pfarracker ohne Weiteres cediren, wenn ich ſolche Hochzeit zwiſchen heut und einem Jahr erlebe. Sie ſind reich, lieber Wedell, und mit Ihnen preſſirt es am Ende nicht. Aber ſehen

Sie ſich unſern Freund Botho an. Daß er ſo wohlgenährt ausſieht, das verdankt er nicht ſeiner Sandbüchſe, die, die paar Wieſen abgerechnet, eigentlich nichts als eine Kiefernſchonung iſt, und noch weniger ſeinem Muränenſee. „Muränenſee", das klingt wundervoll und man könnte beinah ſagen poetiſch. Aber das iſt auch alles. Man kann von Muränen nicht leben. Ich weiß, Du hörſt nicht gerne davon, aber da wir mal dabei ſind, ſo muß es heraus. Wie liegt es denn? Dein Großvater hat die Haide 'runterſchlagen laſſen und Dein Vater ſelig — ein kapitaler Mann, aber ich habe keinen Menſchen je ſo ſchlecht L'hombre ſpielen ſehn und ſo hoch dazu — Dein Vater ſelig, ſag' ich, hat die fünfhundert Morgen Bruchacker an die Jeſeritzer Bauern parzellirt und was von gutem Boden übrig geblieben iſt, iſt nicht viel, und die dreißigtauſend Thaler ſind auch längſt wieder fort. Wärſt Du allein, ſo möcht' es gehn, aber Du mußt theilen mit Deinem Bruder und vorläufig hat die Mama, meine Frau Schweſter Liebden, das Ganze noch in Händen, eine prächtige Frau, klug und geſcheidt, aber auch nicht auf die ſparſame Seite gefallen. Botho, wozu ſtehſt Du bei den Kaiſerküraſſieren und wozu haſt Du eine reiche Couſine, die blos

darauf wartet, daß Du kommſt und in einem regelrechten Antrage das beſiegelſt und wahrmachſt, was die Eltern ſchon verabredet haben, als ihr noch Kinder wart. Wozu noch überlegen? Höre, wenn ich morgen auf der Rückreiſe bei Deiner Mama mit vorfahren und ihr die Nachricht bringen könnte: „Liebe Joſephine, Botho will, alles abgemacht," höre Junge, das wäre 'mal was, das einem alten Onkel, der's gut mit Dir meint, eine Freude machen könnte. Reden Sie zu, Wedell. Es iſt Zeit, daß er aus der Garçonſchaft herauskommt. Er verthut ſonſt ſein bischen Vermögen oder verplämpert ſich wohl gar mit einer kleinen Bourgeoiſe. Hab' ich Recht? Natürlich. Abgemacht. Und darauf müſſen wir noch anſtoßen. Aber nicht mit dieſem Reſt ...." Und er drückte auf die Klingel.

„Ein Heidſieck. Beſte Marke."

Achtes Kapitel.

Im Club befanden ſich um eben dieſe Zeit zwei junge Kavaliere, der eine, von den Gardes du Corps, ſchlank, groß und glatt, der andere, von den Paſewalkern abkommandirt, etwas kleiner, mit Vollbart und nur vorſchriftsmäßig freiem Kinn. Der weiße Damaſt des Tiſches, dran ſie gefrühſtückt hatten, war zurückgeſchlagen und an der freigewordenen Hälfte ſaßen Beide beim Piquet.

„Sechs Blatt mit 'ner Quart."

„Gut."

„Und Du?"

„Vierzehn As, drei Könige, drei Damen .... Und Du machſt keinen Stich." Und er legte das Spiel auf den Tiſch und ſchob im nächſten Augenblicke die Karten zuſammen, während der Andere miſchte.

„Weißt Du ſchon, Ella verheirathet ſich."

„Schade.“

„Warum ſchade?“

„Sie kann dann nicht mehr durch den Reifen ſpringen.“

„Unſinn. Je mehr ſie ſich verheirathen, deſto ſchlanker werden ſie.“

„Doch mit Ausnahme. Viele Namen aus der Zirkus-Ariſtokratie blühen ſchon in der dritten und vierten Generation, was denn doch einigermaßen auf Wechſelzuſtände von ſchlank und nichtſchlank, oder wenn Du willſt, auf Neumond und erſtes Viertel ꝛc. hinweiſt.“

„Irrthum. Error in calculo. Du vergißt Adoption. Alle dieſe Zirkusleute ſind heimliche Gichtelianer und vererben nach Plan und Abmachung ihr Vermögen, ihr Anſehen und ihren Namen. Es ſcheinen dieſelben und ſind doch andere geworden. Immer friſches Blut. Heb' ab.... Uebrigens hab' ich noch eine zweite Nachricht. Aſzelius kommt in den Generalſtab.“

„Welcher?“

„Der von den Ulanen.“

„Unmöglich.“

„Moltke hält große Stücke auf ihn und er ſoll eine vorzügliche Arbeit gemacht haben.“

„Imponirt mir nicht. Alles Bibliotheks-

und Abſchreibeſache. Wer nur ein bischen findig iſt, kann Bücher leiſten wie Humboldt oder Ranke.“

„Quart. Vierzehn As.“

„Quint vom König.“

Und während die Stiche gemacht wurden, hörte man in dem Billardzimmer nebenan das Klappen der Bälle und das Fallen der kleinen Boulekegel.

* * *

Nur ſechs oder acht Herren waren alles in allem in den zwei hinteren Clubzimmern, die mit ihrer Schmalſeite nach einem ſonnigen und ziemlich langweiligen Garten hinausſahen, verſammelt, alle ſchweigſam, alle mehr oder weniger in ihr Whiſt oder Domino vertieft, nicht zum wenigſten die zwei piquetſpielenden Herren, die ſich eben über Ella und Afzelius unterhalten hatten. Es ging hoch, weshalb beide von ihrem Spiel erſt wieder aufſahen, als ſie, durch eine offne Rundbogen-Niſche, von dem nebenher laufenden Zimmer her eines neuen Ankömmlings gewahr wurden. Es war Wedell.

„Aber Wedell, wenn Sie nicht eine Welt von Neuigkeiten mitbringen, ſo belegen wir Sie mit dem großen Bann.“

„Pardon, Serge, es war keine beſtimmte Verabredung.“

„Aber doch beinah. Uebrigens finden Sie mich perſönlich in nachgiebigſter Stimmung. Wie Sie ſich mit Pitt auseinander ſetzen wollen, der eben 150 Points verloren, iſt Ihre Sache.“

Dabei ſchoben beide die Karten bei Seit' und der von dem herzukommenden Wedell als Serge Begrüßte zog ſeine Remontoir-Uhr und ſagte: „3 Uhr 15. Alſo Kaffee. Irgend ein Philoſoph, und es muß einer der größten geweſen ſein, hat einmal geſagt, das ſei das Beſte am Kaffee, daß er in jede Situation und Tagesſtunde hineinpaſſe. Wahrhaftig, Wort eines Weiſen. Aber wo nehmen wir ihn? Ich denke, wir ſetzen uns draußen auf die Terraſſe, mitten in die Sonne. Je mehr man das Wetter brüskirt, deſto beſſer fährt man. Alſo, Pehlecke, drei Taſſen. Ich kann das Umfallen der Boulekegel nicht mehr mit anhören, es macht mich nervös; draußen haben wir freilich auch Lärm, aber doch anders und hören ſtatt des ſpitzen Klappertons das Poltern und Donnern unſerer unterirdiſchen Kegelbahn, wobei wir uns einbilden können, am Veſuv oder Aetna zu ſitzen. Und warum auch nicht? Alle Genüſſe ſind ſchließlich Einbildung und wer die

beſte Phantaſie hat, hat den größten Genuß. Nur das Unwirkliche macht den Werth und iſt eigentlich das einzig Reale.“

„Serge,“ ſagte der andere, der beim Piquetſpielen als Pitt angeredet worden war, „wenn Du mit Deinen berühmten großen Sätzen ſo fortfährſt, ſo beſtrafſt Du Wedell härter, als er verdient. Außerdem haſt Du Rückſicht auf mich zu nehmen, weil ich verloren habe. So, hier wollen wir bleiben, den lawn im Rücken, dieſen Epheu neben uns und eine kahle Wand en vue. Himmliſcher Aufenthalt für Seiner Majeſtät Garde! Was wohl der alte Fürſt Pückler zu dieſem Klubgarten geſagt haben würde. Pehlecke .... ſo, hier den Tiſch her, jetzt geht's. Und zum Schluß eine Cuba von Ihrem gelagertſten Lager. Und nun, Wedell, wenn Ihnen verziehen werden ſoll, ſchütteln Sie Ihr Gewand, bis ein neuer Krieg herausfällt oder irgend eine andere große Nachricht. Sie ſind ja durch Puttkamers mit unſerem lieben Herrgott verwandt. Mit welchem, brauch' ich nicht erſt hinzuzuſetzen. Was kocht er wieder?“

„Pitt,“ ſagte Wedell, „ich beſchwöre Sie, nur keine Bismarckfragen. Denn erſtlich wiſſen Sie, daß ich nichts weiß, weil Vettern im 17. Grad nicht gerade zu den Intimen und Vertrauten des

Fürſten gehören, zum zweiten aber komme ich, ſtatt vom Fürſten, recte von einem Bolzenſchießen her, das ſich mit einigen Treffern und vielen, vielen Nicht-Treffern gegen niemand anders als gegen Seine Durchlaucht richtete."

„Und wer war dieſer kühne Schütze?"

„Der alte Baron Oſten, Rienäcker's Onkel. Charmanter alter Herr und Bon-Garçon. Aber freilich auch Pfiffikus."

„Wie alle Märker."

„Bin auch einer."

„Tant mieux. Da wiſſen Sie's von ſich ſelbſt. Aber heraus mit der Sprache. Was ſagte der Alte?"

„Vielerlei. Das Politiſche kaum der Rede werth, aber ein Anderes deſto wichtiger: Rienäcker ſteht vor einer ſcharfen Ecke."

„Und vor welcher?"

„Er ſoll heirathen."

„Und das nennen Sie eine ſcharfe Ecke? Ich bitte Sie, Wedell, Rienäcker ſteht vor einer viel ſchärferen: er hat 9000 jährlich und giebt 12 000 aus und das iſt immer die ſchärfſte aller Ecken, jedenfalls ſchärfer als die Heiraths-Ecke. Heirathen iſt für Rienäcker keine Gefahr, ſondern die Rettung. Uebrigens hab' ich es kommen ſehen. Und wer iſt es denn?"

„Eine Couſine!“

„Natürlich. Retterin und Couſine ſind heutzutage faſt identiſch. Und ich wette, daß ſie Paula heißt. Alle Couſinen heißen jetzt Paula.“

„Dieſe nicht.“

„Sondern?“

„Käthe.“

„Käthe? Ah, da weiß ich's. Käthe Sellenthin. Hm, nicht übel, glänzende Parthie. Der alte Sellenthin, es iſt doch der mit dem Pflaſter überm Auge, hat ſechs Güter und die Vorwerke mit eingerechnet, ſind es ſogar dreizehn. Geht zu gleichen Theilen und das dreizehnte kriegt Käthe noch als Zuſchlag. Gratulire ....“

„Sie kennen ſie?“

„Gewiß. Wundervolle Flachsblondine mit Vergißmeinnicht-Augen, aber trotzdem nicht ſentimental, weniger Mond als Sonne. Sie war hier bei der Zülow in Penſion und wurde mit 14 ſchon umkurt und umworben.“

„In der Penſion?“

„Nicht direkt und nicht Alltags, aber doch Sonntags, wenn ſie beim alten Oſten zu Tiſche war, demſelben, von dem Sie jetzt herkommen. Käthe, Käthe Sellenthin .... ſie war damals wie 'ne Bachſtelze und wir nannten ſie ſo und

war der reizendſte Backfiſch, den Sie ſich denken können. Ich ſeh' noch ihren Haar-Dutt, den wir immer den Wocken nannten. Und den ſoll Rienäcker nun abſpinnen. Nun warum nicht? Es wird ihm ſo ſchwer nicht werden."

„Am Ende doch ſchwerer, als mancher denkt," antwortete Wedell. „Und ſo gewiß er der Aufbeſſerung ſeiner Finanzen bedarf, ſo bin ich doch nicht ſicher, daß er ſich für die blonde Spezial-Landsmännin ohne Weiteres entſcheiden wird. Rienäcker iſt nämlich ſeit einiger Zeit in einen andren Farbenton und zwar ins Aſchfarbene gefallen und wenn es wahr iſt, was mir Balafré neulich ſagte, ſo hat er ſich's ganz ernſthaft überlegt, ob er nicht ſeine Weißzeug-Dame zur weißen Dame erheben ſoll. Schloß Avenel oder Schloß Zehden macht ihm keinen Unterſchied, Schloß iſt Schloß und Sie wiſſen, Rienäcker, der überhaupt in manchem ſeinen eignen Weg geht, war immer fürs Natürliche."

„Ja," lachte Pitt. „Das war er. Aber Balafré ſchneidet auf und erfindet ſich intereſſante Geſchichten. Sie ſind nüchtern, Wedell, und werden doch ſolch' erfundenes Zeug nicht glauben wollen."

„Nein, Erfundenes nicht," ſagte Wedell. „Aber

ich glaube, was ich weiß. Rienäcker, trotz seiner sechs Fuß, oder vielleicht auch gerade deßhalb, ist schwach und bestimmbar und von einer seltenen Weichheit und Herzensgüte."

„Das ist er. Aber die Verhältnisse werden ihn zwingen und er wird sich lösen und frei machen, schlimmstenfalls wie der Fuchs aus dem Eisen. Es thut weh und ein Stückchen Leben bleibt dran hängen. Aber das Hauptstück ist doch wieder heraus, wieder frei. Vive Käthe. Und Rienäcker! Wie sagt das Sprichwort: „Mit den Klugen ist Gott."

Neuntes Kapitel.

Botho ſchrieb denſelben Abend noch an Lene, daß er am andern Tage kommen würde, vielleicht ſchon früher als gewöhnlich. Und er hielt Wort und war eine Stunde vor Sonnenuntergang da. Natürlich fand er auch Frau Dörr. Es war eine prächtige Luft, nicht zu warm, und nachdem man noch eine Weile geplaudert hatte, ſagte Botho: „Wir könnten vielleicht in den Garten gehen.“

„Ja, in den Garten. Oder ſonſt wohin?“

„Wie meinſt Du?“

Lene lachte. „Sei nicht wieder in Sorge, Botho. Niemand iſt in den Hinterhalt gelegt und die Dame mit dem Schimmelgeſpann und der Blumenguirlande wird Dir nicht in den Weg treten.“

„Alſo wohin, Lene?“

„Blos ins Feld, ins Grüne, wo Du nichts

haben wirſt als Gänſeblümchen und mich. Und vielleicht auch Frau Dörr, wenn ſie die Güte haben will, uns zu begleiten."

„Ob ſie will," ſagte Frau Dörr. „Gewiß will ſie. Große Ehre. Aber man muß ſich doch erſt ein bischen zurechtmachen. Ich bin gleich wieder da."

„Nicht nöthig, Frau Dörr, wir holen Sie ab."

* * *

Und ſo geſchah es, und als das junge Paar eine Viertelſtunde ſpäter auf den Garten zuſchritt, ſtand Frau Dörr ſchon an der Thür, einen Umhang überm Arm und einen prachtvollen Hut auf dem Kopf, ein Geſchenk Dörr's, der, wie alle Geizhälſe, mitunter etwas lächerlich Theures kaufte.

Botho ſagte der ſo Herausgeputzten etwas Schmeichelhaftes und gleich danach gingen alle drei den Gang hinunter und traten durch ein verſtecktes Seitenpförtchen auf einen Feldweg hinaus, der hier, wenigſtens zunächſt noch und eh er weiter abwärts in das freie Wieſengrün einbog, an dem an ſeiner Außenſeite hoch in Neſſeln ſtehenden Gartenzaun hinlief.

„Hier bleiben wir," ſagte Lene „Das iſt der hübſcheſte Weg und der einſamſte. Da kommt niemand."

Und wirklich, es war der einſamſte Weg, um vieles ſtiller und menſchenleerer als drei, vier andere, die parallel mit ihm über die Wieſe hin auf Wilmersdorf zuführten und zum Theil ein eigenthümliches Vorſtadtsleben zeigten. An dem einen dieſer Wege befanden ſich allerlei Schuppen, zwiſchen denen reckartige, wie für Turner beſtimmte Gerüſte ſtanden und Botho's Neugier weckten, aber eh' er noch erkunden konnte, was es denn eigentlich ſei, gab ihm das Thun drüben auch ſchon Antwort auf ſeine Frage: Decken und Teppiche wurden über die Gerüſte hin ausgebreitet und gleich danach begann ein Klopfen und Schlagen mit großen Rohrſtöcken, ſo daß der Weg drüben alsbald in einer Staubwolke lag.

Botho wies darauf hin und wollte ſich eben mit Frau Dörr in ein Geſpräch über den Werth oder Unwerth der Teppiche vertiefen, die, bei Lichte beſehen, doch blos Staubfänger ſeien „und wenn einer nicht feſt auf der Bruſt ſei, ſo hätt' er die Schwindſucht weg, er wiſſe nicht wie." Mitten im Satz aber brach er ab, weil der von ihm eingeſchlagene Weg in eben dieſem Augenblicke an einer Stelle vorüber führte, wo der Schutt einer Bildhauer-Werkſtatt abgeladen ſein mußte, denn

allerhand Stuck-Ornamente, namentlich Engelsköpfe, lagen in großer Zahl umher.

„Das ist ein Engelskopf," sagte Botho. „Sehen Sie, Frau Dörr. Und hier ist sogar ein geflügelter."

„Ja," sagte Frau Dörr. „Und ein Pausback dazu. Aber is es denn ein Engel? Ich denke, wenn er so klein is und Flügel hat, heißt er Amor."

„Amor oder Engel," sagte Botho, „das ist immer dasselbe. Fragen Sie nur Lene, die wird es bestätigen. Nicht wahr, Lene?"

Lene that empfindlich, aber er nahm ihre Hand und alles war wieder gut.

Unmittelbar hinter dem Schutthaufen bog der Pfad nach links hin ab und mündete gleich danach in einen etwas größeren Feldweg ein, dessen Pappelweiden eben blühten und ihre flockenartigen Kätzchen über die Wiese hin ausstreuten, auf der sie nun wie gezupfte Watte dalagen.

„Sieh, Lene," sagte Frau Dörr, „weißt Du denn, daß sie jetzt Betten damit stopfen, ganz wie mit Federn? Und sie nennen es Waldwolle."

„Ja, ich weiß, Frau Dörr. Und ich freue mich immer, wenn die Leute so was ausfinden und sich zu Nutze machen. Aber für Sie wär' es nichts."

„Nein, Lene, für mich wär' es nich. Da haſt Du Recht. Ich bin ſo mehr fürs Feſte, für Pferdehaar und Sprungfedern und wenn es denn ſo wuppt ...."

„O ja," ſagte Lene, der dieſe Beſchreibung etwas ängſtlich zu werden anfing. „Ich fürchte blos, daß wir Regen kriegen. Hören Sie nur die Fröſche, Frau Dörr."

„Ja, die Poggen," beſtätigte dieſe. „Nachts iſt es mitunter ein Gequake, daß man nicht ſchlafen kann. Und woher kommt es? Weil hier alles Sumpf is und blos ſo thut, als ob es Wieſe wäre. Sieh doch den Tümpel an, wo der Storch ſteht und kuckt gerade hierher. Na, nach mir ſieht er nich. Da könnt' er lange ſehn. Und is auch recht gut ſo.

„Wir müſſen am Ende doch wohl umkehren," ſagte Lene verlegen, und eigentlich nur, um etwas zu ſagen.

„I bewahre," lachte Frau Dörr. „Nun erſt recht nich, Lene; Du wirſt Dich doch nich graulen und noch dazu vor ſo was. Adebaar, Du Guter, bring mir .... Oder ſoll ich lieber ſingen: Adebaar, Du Beſter?"

So ging es noch eine Weile weiter, denn Frau Dörr brauchte Zeit, um von einem ſolchen Lieblingsthema wieder los zu kommen.

Endlich aber war doch eine Pauſe da, während welcher man in langſamem Tempo weiter ſchritt, bis man zuletzt an einen Höhenrücken kam, der ſich hier plateauartig von der Spree nach der Havel hinüberzieht. An eben dieſer Stelle hörten auch die Wieſen auf und Korn- und Rapsfelder fingen an, die ſich bis an die vorderſte Häuſerreihe von Wilmersdorf zogen.

„Nun blos da noch 'rauf," ſagte Frau Dörr, „und dann ſetzen wir uns und pflücken Butterblumen und flechten uns einen Stengelkranz. Jott, das macht immer ſo viel Spaß, wenn man den einen Stengel in den andern piekt, bis der Kranz fertig is oder die Kette."

„Wohl, wohl," ſagte Lene, der es heute beſchieden war, aus kleinen Verlegenheiten gar nicht heraus zu kommen. „Wohl, wohl. Aber nun kommen Sie, Frau Dörr; hier geht der Weg."

Und ſo ſprechend, ſtiegen ſie den niedrigen Abhang hinauf und ſetzten ſich, oben angekommen, auf einen hier ſeit letztem Herbſt ſchon aus Peden und Neſſeln zuſammengekarrten Unkrauthaufen. Dieſer Pedenhaufen war ein prächtiger Ruheplatz, zugleich auch ein Ausſichtspunkt, von dem aus man über einen von Werft und Weiden eingefaßten Graben hin nicht nur die nördliche Häuſer-

reihe von Wilmersdorf überblicken, ſondern auch von einer benachbarten Kegelbahn-Tabagie her das Fallen der Kegel und vor allem das Zurückrollen der Kugel auf zwei klapprigen Latten in aller Deutlichkeit hören konnte. Lene vergnügte ſich über die Maßen darüber, nahm Botho's Hand und ſagte: „Sieh, Botho, ich weiß ſo gut Beſcheid damit (denn als Kind wohnten wir auch neben einer ſolchen Tabagie), daß ich, wenn ich die Kugel blos aufſetzen höre, gleich weiß, wie viel ſie machen wird."

„Nun," ſagte Botho, „da können wir ja wetten."

„Und um was?"

„Das findet ſich."

„Gut. Aber ich brauch' es nur dreimal zu treffen und wenn ich ſchweige, ſo zählt es nicht."

„Bin es zufrieden."

Und nun horchten alle drei hinüber und die mit jedem Moment erregter werdende Frau Dörr verſchwor ſich hoch und theuer, ihr puppre das Herz und ihr ſei gerade ſo, wie wenn ſie vor einem Theatervorhang ſitze. „Lene, Lene, Du haſt Dir zuviel zugetraut, Kind, das is ja gar nich möglich.

So wär' es wohl noch weiter gegangen, wenn

man nicht in eben dieſem Augenblicke gehört hätte, daß eine Kugel aufgeſetzt und nach einmaligem dumpfen Anſchlag an die Seitenbande wieder ſtill wurde. „Sandhaſe," rief Lene. Und richtig, ſo war es.

„Das war leicht," ſagte Botho. „Zu leicht. Das hätt' ich auch gerathen. Sehen wir alſo, was kommt."

Und ſiehe da, zwei weitere Würfe folgten, ohne daß Lene geſprochen oder ſich auch nur gerührt hätte. Nur Frau Dörr's Augen traten immer mehr aus dem Kopf. Jetzt aber, und Lene hob ſich ſofort von ihrem Platz, kam eine kleine, feſte Kugel und in einem eigenthümlichen Miſchton von Elaſtizität und Härte hörte man ſie vibrirend über das Brett hintanzen. „Alle neun," rief Lene. Und im Nu gab es drüben ein Fallen und der Kegeljunge beſtätigte nur, was kaum noch der Beſtätigung bedurfte.

„Du ſollſt gewonnen haben, Lene. Wir eſſen heute noch ein Vielliebchen und dann geht alles in einem. Nicht wahr, Frau Dörr?"

„Verſteht ſich," zwinkerte dieſe, „alles in einem." Und dabei band ſie den Hut ab und beſchrieb Kreiſe damit, wie wenn es ihr Markthut geweſen wäre.

Mittlerweile ſank die Sonne hinter den Wilmersdorfer Kirchthurm und Lene ſchlug vor aufzubrechen und den Rückweg anzutreten, „es werde ſo fröſtlich; unterwegs aber wollte man ſpielen und ſich greifen: ſie ſei ſicher, Botho werde ſie nicht fangen.“

„Ei, da wollen wir doch ſehn.“

Und nun begann ein Jagen und Haſchen, bei dem Lene wirklich nicht gefangen werden konnte, bis ſie zuletzt vor Lachen und Aufregung ſo abgeäſchert war, daß ſie ſich hinter die ſtattliche Frau Dörr flüchtete.

„Nun hab' ich meinen Baum,“ lachte ſie, nun kriegſt Du mich erſt recht nicht.“ Und dabei hielt ſie ſich an Frau Dörr's etwas abſtehender Schooßjacke feſt und ſchob die gute Frau ſo geſchickt nach rechts und links, daß ſie ſich eine Zeitlang mit Hilfe derſelben deckte. Plötzlich aber war Botho neben ihr, hielt ſie feſt und gab ihr einen Kuß.

„Das iſt gegen die Regel; wir haben nichts ausgemacht.“ Aber trotz ſolcher Abweiſung hing ſie ſich doch an ſeinen Arm und kommandirte, während ſie die Garde-Schnarrſtimme nachahmte „Parademarſch .... frei weg“ und ergötzte ſich an den bewundernden und nicht enden wollenden

Ausrufen, womit die gute Frau Dörr das Spiel begleitete.

„Is es zu glauben?“ ſagte dieſe. „Nein, es is nich zu glauben. Und immer ſo un nie anders. Un wenn ich denn an meinen denke! Nicht zu glauben, ſag' ich. Und war doch auch einer. Un that auch immer ſo.“

„Was meint ſie nur?“ fragte Botho leiſe.

„O, ſie denkt wieder.... Aber, Du weißt ja.... Ich habe Dir ja davon erzählt.“

„Ah, das iſt es. Der. Nun, er wird wohl ſo ſchlimm nicht geweſen ſein.“

„Wer weiß. Zuletzt iſt einer wie der andere.“

„Meinſt Du?“

„Nein.“ Und dabei ſchüttelte ſie den Kopf und in ihrem Auge lag etwas von Weichheit und Rührung. Aber ſie wollte dieſe Stimmung nicht aufkommen laſſen und ſagte deshalb raſch: „Singen wir, Frau Dörr. Singen wir. Aber was?“

„Morgenroth....“

„Nein, das nicht.... „Morgen in das kühle Grab,“ das iſt mir zu traurig. Nein, ſingen wir „Uebers Jahr, übers Jahr“ oder noch lieber „Denkſt Du daran.“

„Ja, das is recht, das is ſchön; das is mein Leib- und Magenlied.“

Und mit gut eingeübter Stimme ſangen alle drei das Lieblingslied der Frau Dörr und man war ſchon bis in die Nähe der Gärtnerei gekommen, als es noch immer über das Feld hinklang: „Ich denke dran .... ich danke Dir mein Leben“ und dann von der andren Wegſeite her, wo die lange Reihe der Schuppen und Remiſen ſtand, im Echo wiederhallte.

Die Dörr war überglücklich. Aber Lene und Botho waren ernſt geworden.

Zehntes Kapitel.

Es dunkelte ſchon, als man wieder vor der Wohnung der Frau Nimptſch war und Botho, der ſeine Heiterkeit und gute Laune raſch zurück gewonnen hatte, wollte nur einen Augenblick noch mit hineinſehn und ſich gleich danach verabſchieden. Als ihn Lene jedoch an allerlei Verſprechungen und Frau Dörr mit Betonung und Augenſpiel an das noch ausſtehende Vielliebchen erinnerte, gab er nach und entſchloß ſich, den Abend über zu bleiben.

„Das is recht," ſagte die Dörr. „Und ich bleibe nun auch. Das heißt, wenn ich bleiben darf und bei dem Vielliebchen nicht ſtöre. Denn man kann doch nie wiſſen. Und ich will blos noch den Hut nach Hauſe bringen und den Umhang. Und denn komm ich wieder."

„Gewiß müſſen Sie wieder kommen," ſagte

Botho, während er ihr die Hand gab. „So jung kommen wir nicht wieder zusammen.“

„Nein, nein,“ lachte die Dörr, „so jung kommen wir nich wieder zusammen. Un is auch eigentlich ganz unmöglich, un wenn wir auch morgen schon wieder zusammen kämen. Denn ein Tag is doch immer ein Tag und macht auch schon was aus. Und deshalb is es ganz richtig, daß wir so jung nich wieder zusammen kommen. Und muß sich jeder gefallen lassen.“

In dieser Tonart ging es noch eine Weile weiter und die von niemandem bestrittene Thatsache des täglichen Aelterwerdens gefiel ihr so, daß sie dieselbe noch einigemale wiederholte. Dann erst ging sie. Lene begleitete sie bis auf den Flur, Botho seinerseits aber setzte sich neben Frau Nimtsch und fragte, während er ihr das von der Schulter gefallene Umschlagetuch wieder umhing, „ob sie noch böse sei, daß er die Lene wieder auf ein paar Stunden entführt habe? Aber es sei so hübsch gewesen und oben auf dem Pedenhaufen, wo sie sich ausgeruht und geplaudert hätten, hätten sie der Zeit ganz vergessen.“

„Ja, die Glücklichen vergessen die Zeit,“ sagte die Alte. „Und die Jugend is glücklich un is auch gut so un soll so sein. Aber wenn

man alt wird, lieber Herr Baron, da werden einen die Stunden lang un man wünſcht ſich die Tage fort un das Leben auch.“

„Ach, das ſagen Sie ſo, Mutterchen. Alt oder jung, eigentlich lebt doch jeder gern. Nicht wahr, Lene, wir leben gern?“

Lene war eben wieder vom Flur her in die Stube getreten und lief wie getroffen von dem Wort auf ihn zu und umhalſte und küßte ihn und war überhaupt von einer Leidenſchaftlichkeit, die ihr ſonſt ganz fremd war.

„Lene, was haſt Du nur?“

Aber ſie hatte ſich ſchon wieder geſammelt und wehrte mit raſcher Handbewegung ſeine Theilnahme ab, wie wenn ſie ſagen wollte: „Frage nicht.“ Und nun ging ſie, während Botho mit Frau Nimptſch weiter ſprach, auf das Küchenſchapp zu, kramte drin umher und kam gleich danach und völlig heitern Geſichts mit einem kleinen, in blaues Zuckerpapier genähten Buche zurück, das ganz das Ausſehen hatte wie die, drin Hausfrauen ihre täglichen Ausgaben aufſchreiben. Dazu diente das Büchelchen denn auch wirklich und zugleich zu Fragen, mit denen ſich Lene, ſei's aus Neugier oder gelegentlich auch aus tieferem Intereſſe beſchäftigte. Sie ſchlug es jetzt auf

und wies auf die letzte Seite, drauf Botho's Blick sofort der dick unterstrichenen Ueberschrift begegnete: „Was zu wissen noth thut.“

„Alle Tausend, Lene, das klingt ja wie Traktätchen oder Lustspieltitel.“

„Ist auch so was. Lies nur weiter.“

Und nun las er: „Wer waren die beiden Damen auf dem Corso? Ist es die ältere oder ist es die junge? Wer ist Pitt? Wer ist Serge? Wer ist Gaston?“

Botho lachte. „Wenn ich Dir das alles beantworten soll, Lene, so bleib' ich bis morgen früh.“

Ein Glück, daß Frau Dörr bei dieser Antwort fehlte, sonst hätt' es eine neue Verlegenheit gegeben. Aber die sonst so flinke Freundin, flink wenigstens wenn es sich um den Baron handelte, war noch nicht wieder zurück, und so sagte denn Lene: „Gut, so will ich mich handeln lassen. Und meinetwegen denn von den zwei Damen ein andermal! Aber was bedeuten die fremden Namen? Ich habe schon neulich danach gefragt, als Du die Tüte brachtest. Aber was Du da sagtest, war keine rechte Antwort, nur so halb. Ist es ein Geheimniß?“

„Nein.“

„Nun denn ſage.“

„Gern, Lene. Dieſe Namen ſind blos Necknamen.“

„Ich weiß. Das ſagteſt Du ſchon.“

„....Alſo Namen, die wir uns aus Bequemlichkeit beigelegt haben, mit und ohne Beziehung, je nachdem.“

„Und was heißt Pitt?“

„Pitt war ein engliſcher Staatsmann.“

„Und iſt Dein Freund auch einer?“

„Um Gotteswillen....“

„Und Serge?“

„Das iſt ein ruſſiſcher Vorname, den ein Heiliger und viele ruſſiſche Großfürſten führen.“

„Die aber nicht Heilige zu ſein brauchen, nicht wahr?.... Und Gaſton?“

„Iſt ein franzöſiſcher Name.“

„Ja, deſſen entſinn' ich mich. Ich habe mal als ein ganz junges Ding, und ich war noch nicht eingeſegnet, ein Stück geſehn: „Der Mann mit der eiſernen Maske.“ Und der mit der Maske, der hieß Gaſton. Und ich weinte jämmerlich.“

„Und lachſt jetzt, wenn ich Dir ſage: Gaſton bin ich.“

„Nein, ich lache nicht. Du haſt auch eine Maske.“

Botho wollte ſcherz- und ernſthaft das Gegentheil verſichern, aber Frau Dörr, die gerade wieder eintrat, ſchnitt das Geſpräch ab, indem ſie ſich entſchuldigte, daß ſie ſo lange habe warten laſſen. Aber eine Beſtellung ſei gekommen und ſie habe raſch noch einen Begräbnißkranz flechten müſſen.

„Einen großen oder einen kleinen?“ fragte die Nimptſch, die gern von Begräbniſſen ſprach und eine Paſſion hatte, ſich von allem dazu Gehörigen erzählen zu laſſen.

„Nu,“ ſagte die Dörr, „es war ein mittelſcher; kleine Leute. Epheu mit Azalie.“

„Jott,“ fuhr die Nimptſch fort, „alles is jetzt für Epheu mit Azalie, blos ich nich. Epheu is ganz gut, wenn er auf's Grab kommt und alles ſo grün und dicht einſpinnt, daß das Grab ſeine Ruhe hat und der drunter liegt auch. Aber Epheu in'n Kranz, das is nich richtig. Zu meiner Zeit, da nahmen wir Immortellen, gelbe oder halbgelbe, und wenn es ganz was Feines ſein ſollte, denn nahmen wir rothe oder weiße und machten Kränze draus oder auch blos einen und hingen ihn ans Kreuz und da hing er denn den ganzen Winter und wenn der Frühling kam, da hing er noch. Un manche hingen noch länger. Aber ſo mit Epheu oder Azalie, das is nichts. Un warum

nich? Darum nicht, weil es nich lange dauert. Un ich denke mir immer, je länger der Kranz oben hängt, deſto länger denkt der Menſch auch an ſeinen Todten unten. Un mitunter auch 'ne Wittwe, wenn ſie nich zu jung is. Un das is es, warum ich für Immortelle bin, gelbe oder rothe oder auch weiße, un kann ja jeder einen andern Kranz zuhängen, wenn er will. Das is denn ſo für den Schein. Aber der immortellige, das is der richtige."

„Mutter," ſagte Lene, „Du ſprichſt wieder ſo viel von Grab und Kranz."

„Ja, Kind, jeder ſpricht, woran er denkt. Un denkt einer an Hochzeit, denn redt er von Hochzeit, un denkt einer an Begräbniß, denn redt er von Grab. Un ich habe nich mal angefangen von Grab un Kranz zu reden, Frau Dörr hat angefangen, was auch ganz recht war. Un ich ſpreche blos immer davon, weil ich immer 'ne Angſt habe un immer denke: ja, wer wird Dir mal einen bringen?"

„Ach, Mutter ...."

„Ja, Lene, Du biſt gut, Du biſt ein gutes Kind. Aber der Menſch denkt un Gott lenkt, un heute roth un morgen todt. Un Du kannſt ſterben ſo gut wie ich, jeden Tag, den Gott werden

läßt, wenn ich es auch nich glaube. Un Frau Dörr kann auch ſterben oder wohnt denn, wenn ich ſterbe, vielleicht wo anders oder ich wohne wo anders un bin vielleicht eben erſt eingezogen. Ach, meine liebe Lene, man hat nichts ſicher, gar nichts, auch nich mal einen Kranz aufs Grab."

„Doch, doch, Mutter Nimptſch," ſagte Botho, „den haben Sie ſicher."

„Na, na, Herr Baron, wenn es man wahr is."

„Und wenn ich in Petersburg bin oder in Paris und ich höre, daß meine alte Frau Nimptſch geſtorben iſt, dann ſchick' ich einen Kranz und wenn ich in Berlin bin oder in der Nähe, dann bring' ich ihn ſelber."

Der Alten Geſicht verklärte ſich ordentlich vor Freude. „Na, das is ein Wort, Herr Baron. Un da hab' ich doch nu meinen Kranz aufs Grab und is mir lieb, daß ich ihn habe. Denn ich kann die kahlen Gräber nich leiden, die ſo ausſehn wie'n Waiſenhaus-Kirchhof oder für die Gefangenen oder noch ſchlimmer. Aber nu mach' einen Thee, Lene, das Waſſer kocht un bullert ſchon un Erdbeeren un Milch ſind auch da. Un auch ſaure. Jott, den armen Herrn Baron muß ja ſchon ganz jämlich ſein. Immer ankucken macht hungrig, ſoviel weiß ich auch noch. Ja, Frau

Dörr, man hat ja doch auch mal seine Jugend gehabt un wenn es auch lange her is. Aber die Menschen waren damals so wie heut."

Frau Nimptsch, die heut ihren Redetag hatte, philosophirte noch eine Weile weiter, während Lene das Abendbrot auftrug und Botho seine Neckereien mit der guten Frau Dörr fortsetzte. Das sei gut, daß sie den Staats-Hut zu rechter Zeit zu Bette gebracht habe, der sei für Kroll oder fürs Theater, aber nicht für den Wilmersdorfer Pedenhaufen. Wo sie den Hut denn eigentlich her habe? Solchen Hut habe keine Prinzessin. Und er habe so was Kleidsames überhaupt noch gar nicht gesehn; er wolle nicht von sich selber reden, aber ein Prinz hätte sich drin vergaffen können."

Die gute Frau hörte wohl heraus das er sich einen Spaß mache. Trotzdem sagte sie: „Ja, wenn Dörr mal anfängt, denn is er so forsch und fein, daß ich mitunter gar nicht weiß, wo er's herhat. Alltags is nich viel mit ihm, aber mit eins is er wie vertauscht un gar nich mehr derselbe un ich sage denn immer: es is am Ende doch was mit ihm un er kann es man blos nich so zeigen."

So plauderte man beim Thee, bis zehn Uhr

heran war. Dann brach Botho auf und Lene und Frau Dörr begleiteten ihn durch den Vorgarten bis an die Gartenthür. Als sie hier standen erinnerte die Dörr daran, daß man das Vielliebchen noch immer vergessen habe. Botho schien aber die Mahnung überhören zu wollen und betonte nur nochmals, wie hübsch der Nachmittag gewesen sei. „Wir müssen öfter so gehn, Lene, und wenn ich wiederkomme, dann überlegen wir wohin. O, ich werde schon etwas finden, etwas Hübsches und Stilles, und recht weit und nicht so blos über Feld."

„Und dann nehmen wir Frau Dörr wieder mit," sagte Lene, „oder bitten sie darum. Nicht wahr, Botho?"

„Gewiß, Lene. Frau Dörr muß immer dabei sein. Ohne Frau Dörr geht es nicht."

„Ach, Herr Baron, das kann ich ja gar nich annehmen, das kann ich ja gar nich verlangen."

„Doch, liebe Frau Dörr," lachte Botho. „Sie können alles verlangen. Eine Frau wie Sie."

Und damit trennte man sich.

Elftes Kapitel.

Die Landpartie, die man nach dem Wilmersdorfer Spaziergange verabredet oder wenigstens geplant hatte, war nun auf einige Wochen hin das Lieblingsgespräch und immer, wenn Botho kam, überlegte man, wohin? Alle möglichen Plätze wurden erwogen: Erkner und Kranichberge, Schwilow und Baumgartenbrück, aber alle waren immer noch zu besucht, und so kam es, daß Botho schließlich „Hankels Ablage" nannte, von dessen Schönheit und Einsamkeit er wahre Wunderdinge gehört habe, Lene war einverstanden. Ihr lag nur daran, mal hinauszukommen und in Gottes freier Natur, möglichst fern von dem großstädtischen Getreibe, mit dem geliebten Manne zusammen zu sein. Wo, war gleichgiltig.

Der nächste Freitag wurde zu der Partie bestimmt. „Abgemacht." Und nun fuhren sie

mit dem Görlitzer Nachmittagszuge nach Hankels Ablage hinaus, wo sie Nachtquartier nehmen und den andern Tag in aller Stille zubringen wollten.

Der Zug hatte nur wenige Wagen, aber auch diese waren schwach besetzt und so kam es, daß sich Botho und Lene allein befanden. In dem Kupee nebenan wurde lebhaft gesprochen, zugleich deutlich genug, um heraus zu hören, daß es Weiterreisende waren, keine Mitpassagiere für Hankels Ablage.

Lene war glücklich, reichte Botho die Hand und sah schweigend in die Wald- und Haidelandschaft hinaus. Endlich sagte sie: „Was wird aber Frau Dörr sagen, daß wir sie zu Hause gelassen?"

„Sie darf es gar nicht erfahren."

„Mutter wird es ihr ausplaudern."

„Ja, dann steht es schlimm und doch ließ sich's nicht anders thun. Sieh', auf der Wiese neulich, da ging es, da waren wir mutterwindallein. Aber wenn wir in Hankels Ablage auch noch so viel Einsamkeit finden, so finden wir doch immer einen Wirth und eine Wirthin und vielleicht sogar einen Berliner Kellner. Und solch Kellner, der immer so still vor sich hinlacht oder wenigstens in sich hinein, den kann ich nicht aushalten, der verdirbt mir die Freude. Frau Dörr, wenn sie

neben Deiner Mutter ſitzt oder den alten Dörr erzieht, iſt unbezahlbar, aber nicht unter Menſchen. Unter Menſchen iſt ſie blos komiſche Figur und eine Verlegenheit.“

* * *

Gegen Fünf hielt der Zug an einem Waldrande .... Wirklich, niemand außer Botho und Lene ſtieg aus und beide ſchlenderten jetzt behaglich und unter häufigem Verweilen auf ein Gaſthaus zu, das, in etwa zehn Minuten Entfernung von dem kleinen Stationsgebäude, hart an der Spree ſeinen Platz hatte. Dies „Etabliſſement“, wie ſich's auf einem ſchiefſtehenden Wegweiſer nannte, war urſprünglich ein bloßes Fiſcherhaus geweſen, das ſich erſt ſehr allmählich und mehr durch An- als Umbau in ein Gaſthaus verwandelt hatte, der Blick über den Strom aber hielt für alles, was ſonſt vielleicht fehlen mochte, ſchadlos und ließ das glänzende Renommé, deſſen ſich dieſe Stelle bei allen Eingeweihten erfreute, keinen Augenblick als übertrieben erſcheinen. Auch Lene fühlte ſich ſofort angeheimelt und nahm in einer verandaartig vorgebauten Holzhalle Platz, deren eine Hälfte von dem Gezweig einer alten, zwiſchen Haus und Ufer ſtehenden Ulme verdeckt wurde.

„Hier bleiben wir," ſagte ſie. „Sieh doch nur die Kähne, zwei, drei .... und dort weiter hinauf kommt eine ganze Flotte. Ja, das war ein glücklicher Gedanke, der uns hierher führte. Sieh doch nur, wie ſie drüben auf dem Kahne hin- und herlaufen und ſich gegen die Ruder ſtemmen. Und dabei alles ſo ſtill. O, mein einziger Botho, wie ſchön das iſt und wie gut ich Dir bin."

Botho freute ſich, Lene ſo glücklich zu ſehen. Etwas Entſchloſſenes und beinah Herbes, das ſonſt in ihrem Charakter lag, war wie von ihr genommen und einer ihr ſonſt fremden Gefühlsweichheit gewichen und dieſer Wechſel ſchien ihr ſelber unendlich wohl zu thun.

Nach einer Weile kam der ſein „Etabliſſement" ſchon von Vater und Großvater her innehabende Wirth, um nach den Befehlen der Herrſchaften zu fragen, vor allem auch, „ob ſie zu Nacht bleiben würden", und bat, als dieſe Frage bejaht worden war, über ihr Zimmer Beſchluß faſſen zu wollen. Es ſtänden ihnen mehrere zur Verfügung, unter denen die Giebelſtube wohl die beſte ſein würde. Sie ſei zwar niedrig, aber ſonſt groß und geräumig und hätte den Blick über die Spree bis an die Müggelberge.

Der Wirth ging nun, als ſein Vorſchlag angenommen war, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und Botho und Lene waren nicht nur wieder allein mit einander, ſondern genoſſen auch das Glück dieſes Alleinſeins in vollen Zügen. Auf einem der herabhängenden Ulmenzweige wiegte ſich ein in einem niedrigen Nachbargebüſche niſtender Fink, Schwalben fuhren hin und her und zuletzt kam eine ſchwarze Henne mit einem langen Gefolge von Entenküken an der Veranda vorüber und ſtolzirte gravitätiſch auf einen weit in den Fluß hineingebauten Waſſerſteg zu. Mitten auf dieſem Steg aber blieb die Henne ſtehn, während ſich die Küken ins Waſſer ſtürzten und fortſchwammen.

Lene ſah eifrig dem allen zu. „Sieh nur, Botho, wie der Strom durch die Pfähle ſchießt.“ Aber eigentlich war es weder der Steg noch die durchſchießende Fluth, was ſie feſſelte, ſondern die zwei Boote, die vorn angekettet lagen. Sie liebäugelte damit und erging ſich in kleinen Fragen und Anſpielungen und erſt als Botho taub blieb und durchaus nichts davon verſtehen wollte, rückte ſie klarer mit der Sprache heraus und ſagte rundweg, daß ſie gern Waſſer fahren möchte.

„Weiber ſind doch unverbeſſerlich. Unver-

beſſerlich in ihrem Leichtſinn. Denk' an den zweiten Oſtertag. Um ein Haar ...."

„.... Wär' ich ertrunken. Gewiß. Aber das war nur das Eine. Nebenher lief die Bekanntſchaft mit einem ſtattlichen Herrn, deſſen Du Dich vielleicht entſinnſt. Er hieß Botho .... Du wirſt doch, denk' ich, den zweiten Oſtertag nicht als einen Unglückstag anſehen wollen? Da bin ich artiger und galanter."

„Nun, nun .... Aber kannſt Du denn auch rudern, Lene?"

„Freilich kann ich. Und kann auch ſogar ſteuern und ein Segel ſtellen. Weil ich beinah ertrunken wäre, denkſt Du gering von mir und meiner Kunſt. Aber der Junge war ſchuld und ertrinken kann am Ende jeder."

Und dabei ging ſie von der Veranda her den Steg entlang auf die zwei Boote zu, deren Segel eingerefft waren, während ihre Wimpel, mit eingeſticktem Namen, oben an der Maſtſpitze flatterten.

„Welches nehmen wir," ſagte Botho, „die ‚Forelle' oder die ‚Hoffnung'?"

„Natürlich die Forelle. Was ſollen wir mit der Hoffnung?"

Botho hörte wohl heraus, daß dies von Lene

mit Abſicht und um zu ſticheln geſagt wurde, denn ſo fein ſie fühlte, ſo verleugnete ſie doch nie das an kleinen Spitzen Gefallen findende Berliner Kind. Er verzieh ihr aber dies Spitzige, ſchwieg und war ihr beim Einſteigen behilflich. Dann ſprang er nach. Als er gleich darauf das Boot losketteln wollte, kam der Wirth und brachte Jaquet und Plaid, weil es bei Sonnenuntergang kalt würde. Beide dankten und in Kürze waren ſie mitten auf dem Strom, der hier, durch Inſeln und Landzungen eingeengt, keine dreihundert Schritte breit ſein mochte. Lene that nur dann und wann einen Schlag mit dem Ruder, aber auch dieſe wenigen Schläge reichten ſchon aus, ſie nach einer kleinen Weile bis an eine hoch in Gras ſtehende, zugleich als Schiffswerft dienende Wieſe zu führen, auf der, in einiger Entfernung von ihnen, ein Spreekahn gebaut und alte, leckgewordene Kähne kalfatert und getheert wurden.

„Dahin müſſen wir," jubelte Lene, während ſie Botho mit ſich fortzog. Aber ehe Beide bis an die Schiffsbauſtelle heran waren, hörte das Hämmern der Zimmermannsaxt auf und das beginnende Läuten der Glocke verkündete, daß Feierabend ſei. So bogen ſie denn hundert Schritt von der Werft in einen Pfad ein, der, ſchräg

über die Wieſe hin, auf einen Kiefernwald zuführte. Die rothen Stämme deſſelben glühten prächtig im Wiederſchein der ſchon tief ſtehenden Sonne, während über den Kronen ein bläulicher Nebel lag.

„Ich möchte Dir einen recht ſchönen Strauß pflücken," ſagte Botho, während er Lene bei der Hand nahm. „Aber ſieh nur, die reine Wieſe, nichts als Gras und keine Blume. Nicht eine."

„Doch. Die Hülle und Fülle. Du ſiehſt nur keine, weil Du zu anſpruchsvoll biſt."

„Und wenn ich es wäre, ſo wär' ich es blos für Dich."

„O, keine Ausflüchte. Du wirſt ſehen, ich finde welche."

Und ſich niederbückend, ſuchte ſie nach rechts und links hin und ſagte: „Sieh nur, hier.... und da.... und hier wieder. Es ſtehen hier mehr als in Dörr's Garten; man muß nur ein Auge dafür haben." Und ſo pflückte ſie behend und emſig, zugleich allerlei Unkraut und Grashalme mit ausreißend, bis ſie, nach ganz kurzer Zeit, eine Menge Brauchbares und Unbrauchbares in Händen hatte.

Während dem waren ſie bis an eine ſeit Jahr und Tag leer ſtehende Fiſcherhütte gekommen,

vor der, auf einem mit Kienäpfeln überſtreuten Sandſtreifen (denn der Wald ſtieg unmittelbar dahinter an) ein umgeſtülpter Kahn lag.

„Der kommt uns zu paß," ſagte Botho, „hier wollen wir uns ſetzen. Du mußt ja müde ſein. Und nun laß ſehen, was Du gepflückt haſt. Ich glaube, Du weißt es ſelber nicht und ich werde mich auf den Botaniker hin ausſpielen müſſen. Gieb her. Das iſt Ranunkel und das iſt Mäuſeohr und manche nennen es auch falſches Vergißmeinnicht. Hörſt Du, falſches. Und hier das mit dem gezackten Blatt, das iſt Taraxacum, unſere gute alte Butterblume, woraus die Franzoſen Salat machen. Nun meinetwegen. Aber Salat und Bouquet iſt ein Unterſchied."

„Gieb nur wieder her," lachte Lene. „Du haſt kein Auge für dieſe Dinge, weil Du keine Liebe dafür haſt, und Auge und Liebe gehören immer zuſammen. Erſt haſt Du der Wieſe die Blumen abgeſprochen, und jetzt, wo ſie da ſind, willſt Du ſie nicht als richtige Blumen gelten laſſen. Es ſind aber Blumen und noch dazu ſehr gute. Was gilt die Wette, daß ich Dir etwas Hübſches zuſammenſtelle."

„Nun da bin ich doch neugierig, was Du wählen wirſt."

„Nur ſolche, denen Du ſelber zuſtimmſt. Und nun laß uns anfangen. Hier iſt Vergißmeinnicht, aber kein Mäuſeohr-Vergißmeinnicht, will ſagen kein falſches, ſondern ein ächtes. Zugeſtanden?“

„Ja.“

„Und das hier iſt Ehrenpreis, eine feine kleine Blume. Die wirſt Du doch auch wohl gelten laſſen? Da frag' ich gar nicht erſt. Und dieſe große rothbraune das iſt Teufels-Abbiß und eigens für Dich gewachſen. Ja, lache nur. Und das hier,“ und ſie bückte ſich nach ein paar gelben Blumenköpfchen, die gerade vor ihr auf der Sandſtelle blühten „das ſind Immortellen.“

„Immortellen,“ ſagte Botho. „Die ſind ja die Paſſion der alten Frau Nimptſch. Natürlich, die nehmen wir, die dürfen nicht fehlen. Und nun binde nur das Sträußchen zuſammen.“

„Gut. Aber womit? Wir wollen es laſſen, bis wir eine Binſe finden.“

„Nein, ſo lange will ich nicht warten. Und ein Binſenhalm iſt mir auch nicht gut genug, iſt zu dick und zu grob. Ich will was Feines. Weißt Du, Lene, Du haſt ſo ſchönes langes Haar; reiß ein's aus und flicht den Strauß damit zuſammen.“

„Nein," ſagte ſie beſtimmt.

„Nein? warum nicht? warum nein?"

„Weil das Sprüchwort ſagt: ‚Haar bindet. Und wenn ich es um den Strauß binde, ſo biſt du mitgebunden."

„Ach das iſt Aberglauben. Das ſagt Frau Dörr."

„Nein, die alte Frau ſagt es. Und was die mir von Jugend auf geſagt hat, auch wenn es wie Aberglauben ausſah, das war immer richtig."

„Nun meinetwegen. Ich ſtreite nicht. Aber ich will kein ander Band um den Strauß, als ein Haar von Dir. Und Du wirſt doch nicht ſo eigenſinnig ſein und mir's abſchlagen."

Sie ſah ihn an, zog ein Haar aus ihrem Scheitel und wand es um den Strauß. Dann ſagte ſie: „Du haſt es gewollt. Hier, nimm es. Nun biſt Du gebunden."

Er verſuchte zu lachen, aber der Ernſt, mit dem ſie das Geſpräch geführt und die letzten Worte geſprochen hatte, war doch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben.

„Es wird kühl," ſagte er nach einer Weile. „Der Wirth hatte Recht, Dir Jaquet und Plaid nachzubringen. Komm, laß uns aufbrechen."

Und ſo gingen ſie wieder auf die Stelle zu,

wo das Boot lag, und eilten ſich, über den Fluß zu kommen.

Jetzt erſt, im Rückfahren, ſahen ſie, wie maleriſch das Gaſthaus dalag, dem ſie mit jedem Ruderſchlage näher kamen. Eine hohe groteske Mütze, ſo ſaß das Schilfdach auf dem niedrigen Fachwerkbau, deſſen vier kleine Frontfenſter ſich eben zu erhellen begannen. Und im ſelben Augenblicke wurden auch ein paar Windlichter in die Veranda getragen und durch das Gezweige der alten Ulme, das im Dunkel einem phantaſtiſchen Gitterwerke glich, blitzten allerlei Lichtſtreifen über den Strom hin.

Keiner ſprach. Jeder aber hing ſeinem Glück und der Frage nach, wie lange das Glück noch dauern werde.

Zwölftes Kapitel.

Es dunkelte ſchon, als ſie landeten.

„Laß uns dieſen Tiſch nehmen," ſagte Botho, während ſie wieder unter die Veranda traten: „Hier trifft Dich kein Wind und ich beſtelle Dir einen Grog oder Glühwein, nicht wahr? Ich ſehe ja, Du haſt es kalt."

Er ſchlug ihr noch allerlei andres vor, aber Lene bat, auf ihr Zimmer gehn zu dürfen, wenn er dann komme, ſei ſie wieder munter. Sie ſei nur angegriffen und brauche nichts und wenn ſie nur Ruhe habe, ſo werd' es vorübergehen.

Damit verabſchiedete ſie ſich und ſtieg in die mittlerweile hergerichtete Giebelſtube hinauf, begleitet von der in durchaus irrigen Vermuthungen befangenen Wirthin, die ſofort neugierig fragte, „was es denn eigentlich ſei," und, einer Antwort unbedürftig, im ſelben Augenblicke fortfuhr: ja,

das ſei ſo bei jungen Frauen, das wiſſe ſie von ſich ſelber, und eh' ihr Aelteſter geboren wurde (jetzt habe ſie ſchon vier und eigentlich fünf, aber der mittelſte ſei zu früh gekommen und gleich todt), da hätte ſie's auch gehabt. Es flög' einen ſo an und ſei dann wie zum ſterben. Aber eine Taſſe Meliſſenthee, das heißt Kloſtermeliſſe, da fiele es gleich wieder ab und man ſei mit eins wieder wie'n Fiſch im Waſſer und ordentlich aufgekratzt und fidel und ganz zärtlich. „Ja, ja, gnädige Frau, wenn erſt ſo vier um einen 'rumſtehen, ohne daß ich den kleinen Engel mitrechne ....“

Lene bezwang nur mit Müh' ihre Verlegenheit und bat, um wenigſtens etwas zu ſagen, um etwas Meliſſenthee, Kloſter-Meliſſe, wovon ſie auch ſchon gehört habe.

* * *

Während oben in der Giebelſtube dies Geſpräch geführt wurde, hatte Botho Platz genommen, aber nicht innerhalb der windgeſchützten Veranda, ſondern an einem urwüchſigen Brettertiſch, der, in Front derſelben, auf vier Pfählen aufgenagelt war und einen freien Blick hatte. Hier wollt' er ſein Abendbrot einnehmen. Er beſtellte ſich denn auch ein Fiſchgericht und als der „Schlei

mit Dill", wofür das Wirthshaus von alter Zeit her ein Renommee hatte, aufgetragen wurde, kam der Wirth, um zu fragen, welchen Wein der Herr Baron, er gab ihm diesen Titel auf gut Glück hin, beföhle?

„Nun ich denke," sagte Botho, „zu dem delikaten Schlei paßt am besten ein Brauneberger oder sagen wir lieber ein Rüdesheimer und zum Zeichen, daß er gut ist, müssen Sie sich zu mir setzen und bei Ihrem eigenen Weine mein Gast sein."

Der Wirth verbeugte sich unter Lächeln und kam bald danach mit einer angestaubten Flasche zurück, während die Magd, eine hübsche Wendin in Friesrock und schwarzem Kopftuch, auf einem Tablett die Gläser brachte.

„Nun lassen Sie sehn," sagte Botho. „Die Flasche verspricht alles mögliche Gute. Zu viel Staub und Spinnweb ist allemal verdächtig, aber diese hier .... Ah, superbe. Das ist 70er, nicht wahr? Und nun lassen Sie uns anstoßen, ja auf was? Auf das Wohl von Hankels Ablage."

Der Wirth war augenscheinlich entzückt und Botho, der wohl sah, welchen guten Eindruck er machte, fuhr deshalb in dem ihm eigenen leichten und leutseligen Tone fort: „Ich find' es reizend

hier und nur Eins läßt ſich gegen Hankels Ablage ſagen: der Name."

„Ja," beſtätigte der Wirth, „der Name, der läßt viel zu wünſchen übrig und iſt eigentlich ein Malhör für uns. Und doch hat es ſeine Richtigkeit damit, Hankels Ablage war nämlich wirklich eine Ablage und ſo heißt es denn auch ſo."

„Gut. Aber das bringt uns nicht weiter. Warum hieß es Ablage? Was iſt Ablage?"

„Nun wir könnten auch ſagen: Aus- und Einladeſtelle. Das ganze Stück Land hier herum (und er wies nach rückwärts) war nämlich immer ein großes Dominium und hieß unter dem Alten Fritzen und auch früher ſchon unter dem Soldatenkönige die Herrſchaft Wuſterhauſen. Und es gehörten wohl an die dreißig Dörfer dazu, ſammt Forſt und Haide. Nun ſehen Sie, die dreißig Dörfer, die ſchafften natürlich was und brauchten was, oder was daſſelbe ſagen will, ſie hatten Ausfuhr und Einfuhr und für Beides brauchten ſie von Anfang an einen Hafen- oder Stapelplatz und konnte nur noch zweifelhaft ſein, welche Stelle man dafür wählen würde. Da wählten ſie dieſe hier, dieſe Bucht wurde Hafen, Stapelplatz „Ablage" für alles was kam und ging und weil der Fiſcher, der damals hier wohnte, bei-

läufig mein Ahnherr Hankel hieß, ſo hatten wir eine „Hankels Ablage".

„Schade," ſagte Botho, „daß man's nicht jedem ſo rund und nett erklären kann," und der Wirth, der ſich hierdurch ermuthigt fühlen mochte, wollte fortfahren. Eh er aber beginnen konnte, hörte man einen Vogelſchrei hoch oben in den Lüften, und als Botho neugierig hinaufſah, ſah er, daß zwei mächtige Vögel, kaum noch erkennbar, im Halbdunkel über der Waſſerfläche hinſchwebten.

„Waren das wilde Gänſe?"

„Nein, Reiher. Die ganze Forſt hier herum iſt Reiher-Forſt. Ueberhaupt ein rechter Jagdgrund, Schwarzwild und Damwild in Maſſen und in dem Schilf und Rohr hier, Enten, Schnepfen und Bekaſſinen."

„Entzückend," ſagte Botho, in dem ſich der Jäger regte. „Wiſſen Sie, daß ich Sie beneide. Was thut ſchließlich der Name? Enten, Schnepfen, Bekaſſinen. Es überkommt einen eine Luſt, daß man's auch ſo gut haben möchte. Nur einſam muß es hier ſein, zu einſam."

Der Wirth lächelte vor ſich hin und Botho, dem es nicht entging, wurde neugierig und ſagte: „Sie lächeln. Aber iſt es nicht ſo? Seit einer halben Stunde hör' ich nichts als das Waſſer,

das unter dem Steg hingluckſt, und in dieſem Augenblick oben den Reiherſchrei. Das nenn' ich einſam, ſo hübſch es iſt. Und dann und wann ziehn ein paar große Spreekähne vorüber, aber alle ſind einander gleich oder ſehen ſich wenigſtens ähnlich. Und eigentlich iſt jeder wie ein Geſpenſterſchiff. Eine wahre Todtenſtille."

„Gewiß," ſagte der Wirth. „Aber doch alles nur ſo lang es dauert."

„Wie das?"

„Ja," wiederholte der Gefragte, „ſo lang es dauert. Sie ſprechen von Einſamkeit, Herr Baron, und tagelang iſt es auch wirklich einſam hier. Und es können auch Wochen werden. Aber kaum, daß das Eis bricht und das Frühjahr kommt, ſo kommt auch ſchon Beſuch und der Berliner iſt da."

„Wann kommt er?"

„Unglaublich früh. Oculi, da kommen ſie. Sehen Sie, Herr Baron, wenn ich, der ich doch ausgewettert bin, immer noch drin in der Stube bleibe, weil der Oſtwind puſtet und die Märzenſonne ſticht, ſetzt ſich der Berliner ſchon ins Freie, legt ſeinen Sommer-Ueberzieher über den Stuhl und beſtellt eine Weiße. Denn ſo wie nur die Sonne ſcheint, ſpricht der Berliner von ſchönem Wetter.

Ob in jedem Windzug eine Lungenentzündung oder Diphtheritis ſitzt, iſt ihm egal. Er ſpielt dann am liebſten mit Reifen, einige ſind auch für Boccia, und wenn ſie dann abfahren, ganz gedunſen von der Prallſonne, dann thut mir mitunter das Herz weh, denn keiner iſt darunter, dem nicht wenigſtens am andern Tage die Haut abſchülbert."

Botho lachte. „Ja, die Berliner! Wobei mir übrigens einfällt, Ihre Spree hier herum muß ja auch die Gegend ſein, wo die Ruderer und Segler zuſammenkommen und ihre Regatten haben."

„Gewiß," ſagte der Wirth. „Aber das will nicht viel ſagen. „Wenn's viele ſind, dann ſind es fünfzig oder vielleicht auch mal hundert. Und dann ruht es wieder und iſt auf Wochen und Monate hin mit dem ganzen Waſſerſport vorbei. Nein, die Klubleute, das iſt vergleichsweiſe bequem, das iſt zum aushalten. Aber wenn dann im Juni die Dampfſchiffe kommen, dann iſt es ſchlimm. Und dann bleibt es ſo den ganzen Sommer über oder doch eine lange, lange Weile."

„Glaub's," ſagte Botho.

„.... Dann trifft jeden Abend ein Telegramm ein. „Morgen früh 9 Uhr Ankunft auf

Spreedampfer „Alſen". Tagespartie. 240 Perſonen." Und dann folgen die Namen derer, die's arrangirt haben. Einmal geht das. Aber die Länge hat die Qual. Denn wie verläuft eine ſolche Partie? Bis Dunkelwerden ſind ſie draußen in Wald und Wieſe, dann aber kommt das Abendbrot und dann tanzen ſie bis um elf. Nun werden Sie ſagen, „das iſt nichts Großes," und wär' auch nichts Großes, wenn der andre Tag ein Ruhetag wär'. Aber der zweite Tag iſt wie der erſte und der dritte iſt wie der zweite. Jeden Abend um elf dampft ein Dampfer mit 240 Perſonen ab und jeden Morgen um neun iſt ein Dampfer mit ebenſo viel Perſonen wieder da. Und inzwiſchen muß doch aufgeräumt und alles wieder klar gemacht werden. Und ſo vergeht die Nacht mit lüften, putzen und ſcheuern und wenn die letzte Klinke wieder blank iſt, iſt auch das nächſte Schiff ſchon wieder heran. Natürlich hat alles auch ſein Gutes und wenn man um Mitternacht Kaſſe zählt, ſo weiß man, wofür man ſich gequält hat. „Von nichts, kommt nichts," ſagt das Sprüchwort und hat auch ganz recht und wenn ich all' die Maibowlen auffüllen ſollte, die hier ſchon getrunken ſind, ſo müßt' ich mir ein Heidelberger Faß anſchaffen. Es bringt was

ein, gewiß, und ist alles schön und gut. Aber dafür, daß man vorwärts kommt, kommt man doch auch rückwärts und bezahlt mit dem Besten, was man hat, mit Leben und Gesundheit. Denn was ist Leben ohne Schlaf?"

„Wohl, ich sehe schon," sagte Botho, „kein Glück ist vollkommen. Aber dann kommt der Winter und dann schlafen Sie wie sieben Dächse."

„Ja, wenn nicht gerade Sylvester oder Dreikönigstag oder Fastnacht ist. Und die sind öfter als der Kalender angiebt. Da sollten Sie das Leben hier sehen, wenn sie, von zehn Dörfern her, zu Schlitten oder Schlittschuh, in dem großen Saal, den ich angebaut habe, zusammen kommen. Dann sieht man kein großstädtisch Gesicht mehr und die Berliner lassen einen in Ruh, aber der Großknecht und die Jungemagd, die haben dann ihren Tag. Da sieht man Otterfellmützen und Manchesterjacken mit silbernen Buckelknöpfen und allerlei Soldaten, die grad' auf Urlaub sind, sind mit dabei: Schwedter Dragoner und Fürstenwalder Ulanen, oder wohl gar Potsdamer Husaren. Und alles ist eifersüchtig und streitlustig und man weiß nicht, was ihnen lieber ist, das Tanzen oder das Krakehlen, und bei dem kleinsten Anlaß stehen die Dörfer gegen einander und liefern sich

ihre Bataillen. Und so toben und lärmen sie die ganze Nacht durch und ganze Pfannkuchenberge verschwinden und erst bei Morgengrauen geht es über das Stromeis oder den Schnee hin wieder nach Hause."

„Da seh' ich freilich," sagte Botho, „daß sich von Einsamkeit und Todtenstille nicht gut sprechen läßt. Ein Glück nur, daß ich von dem allen nicht gewußt habe, sonst hätt' ich gar nicht den Muth gehabt und wäre fortgeblieben. Und das wäre mir doch leid gewesen, einen so hübschen Fleck Erde gar nicht gesehen zu haben .... Aber Sie sagten vorhin, „was ist Leben ohne Schlaf," und ich fühle, daß Sie Recht haben. Ich bin müde trotz früher Stunde; das macht, glaub' ich, die Luft und das Wasser. Und dann muß ich doch auch sehn .... Ihre liebe Frau hat sich so bemüht .... Gute Nacht, Herr Wirth. Ich habe mich verplaudert."

Und damit stand er auf und ging auf das still gewordene Haus zu.

* * *

Lene, die Füße schräg auf dem herangerückten Stuhl, hatte sich aufs Bett gelegt und eine Tasse von dem Thee getrunken, den ihr die Wirthin gebracht hatte. Die Ruhe, die Wärme thaten

ihr wohl, der Anfall ging vorüber und ſie hätte ſchon nach kurzer Zeit wieder in die Veranda hinuntergehn und an dem Geſpräche, das Botho mit dem Wirthe führte, theilnehmen können. Aber ihr war nicht geſprächig zu Sinn und ſo ſtand ſie nur auf, um ſich in dem Zimmer umzuſehen, für das ſie bis dahin kein Auge gehabt hatte.

Und wohl verlohnte ſich's. Die Balkenlagen und Lehmwände hatte man aus alter Zeit her fortbeſtehen laſſen und die geweißte Decke hing ſo tief herab, daß man ſie mit dem Finger berühren konnte, was aber zu beſſern geweſen war, das war auch wirklich gebeſſert worden. An Stelle der kleinen Scheiben, die man im Erdgeſchoß noch ſah, war hier oben ein großes, bis faſt auf die Diele reichendes Fenſter eingeſetzt worden, das ganz ſo, wie der Wirth es geſchildert, einen prächtigen Blick auf die geſammte Wald- und Waſſer-Szenerie geſtattete. Das große Spiegelfenſter war aber nicht alles, was Neuzeit und Komfort hier gethan hatten. Auch ein paar gute Bilder, muthmaßlich auf einer Auktion erſtanden, hingen an den alten, überall Buckel und Blaſen bildenden Lehmwänden umher, und juſt da, wo der vorgebaute Fenſtergiebel nach hinten oder was

daſſelbe ſagen will nach dem eigentlichen Zimmer zu, die Dachſchrägung traf, ſtanden ſich ein paar elegante Toilettentiſche gegenüber. Alles zeigte, daß man die Fiſcher- und Schiffer-Herberge mit Gefliſſentlichkeit beibehalten, aber ſie doch zugleich auch in ein gefälliges Gaſthaus für die reichen Sportsleute vom Segler- und Ruderklub umgewandelt hatte.

Lene fühlte ſich angeheimelt von Allem, was ſie ſah, und begann zunächſt die rechts und links in breiter Umrahmung über den Bettſtänden hängenden Bilder zu betrachten. Es waren Stiche, die ſie, dem Gegenſtande nach, lebhaft intereſſirten, und ſo wollte ſie gerne wiſſen, was es mit den Unterſchriften auf ſich habe. „Washington crossing the Delaware“ ſtand unter dem einen, „The last hour at Trafalgar“ unter dem andern. Aber ſie kam über ein bloßes Silbenentziffern nicht hinaus, und das gab ihr, ſo klein die Sache war, einen Stich ins Herz, weil ſie ſich der Kluft dabei bewußt wurde, die ſie von Botho trennte. Der ſpöttelte freilich über Wiſſen und Bildung, aber ſie war klug genug, um zu fühlen, was von dieſem Spotte zu halten war.

Dicht neben der Eingangsthür, über einem Rokokotiſch, auf dem rothe Gläſer und eine Waſſer-

karaffe ſtanden, hing noch eine buntfarbige, mit einer dreiſprachigen Unterſchrift verſehene Lithographie: „Si jeunesse savait“, — ein Bild, das ſie ſich entſann in der Dörr'ſchen Wohnung geſehen zu haben. Dörr liebte dergleichen. Als ſie's hier wieder ſah, fuhr ſie verſtimmt zuſammen. Ihre feine Sinnlichkeit fühlte ſich von dem Lüſternen in dem Bilde wie von einer Verzerrung ihres eignen Gefühls beleidigt und ſo ging ſie denn, den Eindruck wieder los zu werden, bis an das Giebelfenſter und öffnete beide Flügel, um die Nachtluft einzulaſſen. Ach, wie ſie das erquickte! Dabei ſetzte ſie ſich auf das Fenſterbrett, das nur zwei Handbreit über der Diele war, ſchlang ihren linken Arm um das Kreuzholz und horchte nach der nicht allzu entfernten Veranda hinüber. Aber ſie vernahm nichts. Eine tiefe Stille herrſchte, nur in der alten Ulme ging ein Wehen und Rauſchen und alles, was eben noch von Verſtimmung in ihrer Seele geruht haben mochte, das ſchwand jetzt hin, als ſie den Blick immer eindringlicher und immer entzückter auf das vor ihr ausgebreitete Bild richtete. Das Waſſer fluthete leiſe, der Wald und die Wieſe lagen im abendlichen Dämmer und der Mond, der eben wieder ſeinen erſten Sichelſtreifen zeigte, warf

einen Lichtſchein über den Strom und ließ das Zittern ſeiner kleinen Wellen erkennen.

„Wie ſchön,“ ſagte Lene hochaufathmend. „Und ich bin doch glücklich,“ ſetzte ſie hinzu.

Sie mochte ſich nicht trennen von dem Bilde. Zuletzt aber erhob ſie ſich, ſchob einen Stuhl vor den Spiegel und begann ihr ſchönes Haar zu löſen und wieder einzuflechten. Als ſie noch damit beſchäftigt war, kam Botho.

„Lene, noch auf! Ich dachte, daß ich Dich mit einem Kuſſe wecken müßte.“

„Dazu kommſt Du zu früh, ſo ſpät Du kommſt.“

Und ſie ſtand auf und ging ihm entgegen. „Mein einziger Botho. Wie lange Du bleibſt....“

„Und das Fieber? Und der Anfall?“

„Iſt vorüber und ich bin wieder munter, ſeit einer halben Stunde ſchon. Und eben ſo lange hab' ich Dich erwartet.“ Und ſie zog ihn mit ſich fort an das noch offen ſtehende Fenſter: „Sieh nur. Ein armes Menſchenherz, ſoll ihm keine Sehnſucht kommen bei ſolchem Anblick?“

Und ſie ſchmiegte ſich an ihn und blickte, während ſie die Augen ſchloß, mit einem Ausdruck höchſten Glückes zu ihm auf.

Dreizehntes Kapitel.

Beide waren früh auf und die Sonne kämpfte noch mit dem Morgennebel, als sie schon die Stiege herabkamen, um unten ihr Frühstück zu nehmen. Ein leiser Wind ging, eine Frühbrise, die die Schiffer nicht gern ungenutzt lassen, und so glitt denn auch, als unser junges Paar eben ins Freie trat, eine ganze Flottille von Spreekähnen an ihnen vorüber.

Lene war noch in ihrem Morgenanzuge. Sie nahm Botho's Arm und schlenderte mit ihm am Ufer entlang an einer Stelle hin, die hoch in Schilf und Binsen stand. Er sah sie zärtlich an. „Lene, Du siehst ja aus, wie ich Dich noch gar nicht gesehen habe. Ja, wie sag' ich nur? Ich finde kein anderes Wort, Du siehst so glücklich aus."

Und so war es. Ja, sie war glücklich, ganz

glücklich und ſah die Welt in einem roſigen Lichte. Sie hatte den beſten, den liebſten Mann am Arm und genoß eine koſtbare Stunde. War das nicht genug? Und wenn dieſe Stunde die letzte war, nun ſo war ſie die letzte. War es nicht ſchon ein Vorzug, einen ſolchen Tag durchleben zu können? Und wenn es auch nur einmal, ein einzig Mal.

So ſchwanden ihr alle Betrachtungen von Leid und Sorge, die ſonſt wohl, ihr ſelbſt zum Trotz, ihre Seele bedrückten und alles, was ſie fühlte, war Stolz, Freude, Dank. Aber ſie ſagte nichts, ſie war abergläubiſch und wollte das Glück nicht bereden und nur an einem leiſen Zittern ihres Arms gewahrte Botho, wie das Wort „ich glaube, Du biſt glücklich, Lene“ ihr das innerſte Herz getroffen hatte.

Der Wirth kam und erkundigte ſich artig, wenn auch mit einem Anfluge von Verlegenheit, nach ihrer Nachtruhe.

„Vorzüglich,“ ſagte Botho. „Der Meliſſenthee, den Ihre liebe Frau verordnet, hat wahre Wunder gethan und die Mondſichel, die uns gerade ins Fenſter ſchien, und die Nachtigallen, die leiſe ſchlugen, ſo leiſe, daß man ſie nur eben noch hören konnte, ja wer wollte da nicht ſchlafen

wie im Paradieſe? Hoffentlich wird ſich kein Spreedampfer mit 240 Gäſten für heute Nachmittag angemeldet haben. Das wäre dann freilich die Vertreibung aus dem Paradieſe. Sie lächeln und denken „wer weiß" und vielleicht hab' ich mit meinen Worten den Teufel ſchon an die Wand gemalt. Aber noch iſt er nicht da, noch ſeh' ich keinen Schlot und keine Rauchfahne, noch iſt die Spree rein, und wenn auch ganz Berlin ſchon unterwegs wäre, das Frühſtück wenigſtens können wir noch in Ruhe nehmen. Nicht wahr? Aber wo?"

„Die Herrſchaften haben zu befehlen."

„Nun, dann denk' ich unter der Ulme. Die Halle, ſo ſchön ſie iſt, iſt doch nur gut, wenn draußen die Sonne brennt. Und ſie brennt noch nicht und hat noch drüben am Walde mit dem Nebel zu thun."

Der Wirth ging das Frühſtück anzuordnen, das junge Paar aber ſetzte ſeinen Spaziergang fort, bis nach einer diesſeitigen Landzunge hin, von der aus ſie die rothen Dächer eines Nachbardorfes und rechts daneben den ſpitzen Kirchthurm von Königs-Wuſterhauſen erkennen konnten. Am Rande der Landzunge lag ein angetriebener Weidenſtamm. Auf dieſen ſetzten ſie ſich und ſahen von ihm aus zwei Fiſchersleuten zu, Mann

und Frau, die das umstehende Rohr schnitten und die großen Bündel in ihren Prahm warfen. Es war ein hübsches Bild, an dem sie sich erfreuten, und als sie nach einer Weile wieder zurück waren, wurde das Frühstück eben aufgetragen, mehr ein englisches als ein deutsches: Kaffee und Thee, sammt Eiern und Fleisch und in einem silbernen Ständer sogar Schnittchen von geröstetem Weißbrot.

„Ah, schau, Lene. Hier müssen wir öfter unser Frühstück nehmen. Was meinst Du? Himmlisch. Und sieh nur drüben auf der Werft, da kalfatern sie schon wieder und geht ordentlich im Takt. Wahrhaftig, solch Arbeits-Taktschlag ist doch eigentlich die schönste Musik."

Lene nickte, war aber nur halb dabei, denn ihr Interesse galt auch heute wieder dem Wassersteg, freilich nicht den angekettelten Booten, die gestern ihre Passion geweckt hatten, wohl aber einer hübschen Magd, die mitten auf dem Brettergange neben ihrem Küchen- und Kupfergeschirr kniete. Mit einer herzlichen Arbeitslust, die sich in jeder Bewegung ihrer Arme ausdrückte, scheuerte sie die Kannen, Kessel und Kasserollen, und immer wenn sie fertig war, ließ sie das plätschernde Wasser das blankgescheuerte Stück umspülen.

Dann hob ſie's in die Höh', ließ es einen Augenblick in der Sonne blitzen und that es in einen nebenſtehenden Korb.

Lene war wie benommen von dem Bild. „Sieh nur," und ſie wies auf die hübſche Perſon, die ſich, ſo ſchien es, in ihrer Arbeit gar nicht genug thun konnte.

„Weißt Du, Botho, das iſt kein Zufall, daß ſie da kniet, ſie kniet da für mich und ich fühle deutlich, daß es mir ein Zeichen iſt und eine Fügung."

„Aber was iſt Dir nur, Lene? Du veränderſt Dich ja, Du biſt ja mit einem Male ganz blaß geworden."

„O nichts."

„Nichts? Und haſt doch einen Flimmer im Auge, wie wenn Dir das Weinen näher wäre als das Lachen. Du wirſt doch ſchon Kupfergeſchirr geſehen haben und auch eine Köchin, die's blank ſcheuert. Es iſt ja faſt, als ob Du das Mädchen beneideteſt, daß ſie da kniet und arbeitet wie für drei."

Das Erſcheinen des Wirths unterbrach hier das Geſpräch und Lene gewann ihre ruhige Haltung und bald auch ihren Frohmuth wieder. Dann aber ging ſie hinauf, um ſich umzukleiden.

Als ſie wiederkam, fand ſie, daß inzwiſchen ein vom Wirth aufgeſtelltes Programm von Botho bedingungslos angenommen war: ein Segelboot ſollte das junge Paar nach dem nächſten Dorfe, dem reizend an der wendiſchen Spree gelegenen Nieder-Löhme bringen, von welchem Dorf aus ſie den Weg bis Königs-Wuſterhauſen zu Fuß machen, daſelbſt Park und Schloß beſuchen und dann auf demſelben Wege zurückkommen wollten. Es war eine Halbtagspartie. Ueber den Nachmittag ließ ſich dann weiter verfügen.

Lene war es zufrieden und ſchon wurden ein paar Decken in das raſch in Stand geſetzte Boot getragen, als man vom Garten her Stimmen und herzliches Lachen hörte, was auf Beſuch zu deuten und eine Störung ihrer Einſamkeit in Ausſicht zu ſtellen ſchien.

„Ah, Segler und Ruderklubleute," ſagte Botho. „Gott ſei Dank, daß wir ihnen entgehen, Lene. Laß uns eilen."

Und beide brachen auf, um ſo raſch wie möglich ins Boot zu kommen. Aber ehe ſie noch den Waſſerſteg erreichen konnten, ſahen ſie ſich bereits umſtellt und eingefangen. Es waren Kameraden und noch dazu die intimſten: Pitt, Serge, Balafré. Alle drei mit ihren Damen.

„Ah les beaux esprits se rencontrent,“ ſagte Balafré voll übermüthiger Laune, die jedoch raſch einer geſetzteren Haltung wich, als er wahrnahm, daß er von der Hausſchwelle her, auf der Wirth und Wirthin ſtanden, beobachtet wurde. „Welche glückliche Begegnung an dieſer Stelle. Geſtatten Sie mir, Gaſton, Ihnen unſere Damen vorſtellen zu dürfen: Königin Iſabeau, Fräulein Johanna, Fräulein Margot.“

Botho ſah, welche Parole heute galt, und ſich raſch hineinfindend, entgegnete er, nunmehr auch ſeinerſeits vorſtellend, mit leichter Handbewegung auf Lene: Mademoiſelle Agnes Sorel.“

Alle drei Herren verneigten ſich artig, ja dem Anſcheine nach ſogar reſpektvoll, während die beiden Töchter Thibaut d'Arcs einen überaus kurzen Knix machten, und der um wenigſtens 15 Jahre älteren Königin Iſabeau eine freundlichere Begrüßung der ihnen unbekannten und ſichtlich unbequemen Agnes Sorel überließen.

Das Ganze war eine Störung, vielleicht ſogar eine geplante, je mehr dies aber zutreffen mochte, deſto mehr gebot es ſich, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Und dies gelang Botho vollkommen. Er ſtellte Fragen über Fragen und erfuhr bei der Gelegenheit, daß man, zu früher

Stunde ſchon, mit einem der kleineren Spreedampfer bis Schmöckwitz und von dort aus mit einem Segelboote bis Zeuthen gefahren ſei. Von Zeuthen aus habe man den Weg zu Fuß gemacht, keine zwanzig Minuten; es ſei reizend geweſen: alte Bäume, Wieſen und rothe Dächer.

Während der geſammte neue Zuzug, beſonders aber die wohlarrondirte Königin Iſabeau, die ſich beinah mehr noch durch Sprechfähigkeit als durch Abrundung auszeichnete, dieſe Mittheilungen machte, hatte man, zwanglos promenirend, die Veranda erreicht, wo man an einem der langen Tiſche Platz nahm.

„Allerliebſt," ſagte Serge. „Weit, frei und offen und doch ſo verſchwiegen. Und die Wieſe drüben wie geſchaffen für eine Mondſcheinpromenade."

„Ja," ſetzte Balafré hinzu, „Mondſcheinpromenade. Hübſch, ſehr hübſch. Aber wir haben erſt zehn Uhr früh, macht bis zur Mondſcheinpromenade runde zwölf Stunden, die doch untergebracht ſein wollen. Ich proponire Waſſerkorſo."

„Nein," ſagte Iſabeau, „Waſſerkorſo geht nicht, davon haben wir heute ſchon über und über gehabt. Erſt Dampfſchiff, dann Boot und nun wieder Boot, das iſt zu viel. Ich bin da-

gegen. Ueberhaupt, ich begreife nicht, was dies ewige Pätſcheln ſoll; dann fehlt blos noch, daß wir angeln oder die Ykleis mit der Hand greifen und uns über die kleinen Vieſter freuen. Nein, gepätſchelt wird heute nicht mehr. Darum muß ich ſehr bitten."

Die Herren, an die ſich dieſe Worte richteten, amüſirten ſich erſichtlich über die Dezidirtheit der Königin-Mutter und machten ſofort andre Vorſchläge, deren Schickſal aber daſſelbe war. Iſabeau verwarf alles und bat, als man ſchließlich ihr Gebahren halb in Scherz und halb in Ernſt zu mißbilligen anfing, einfach um Ruhe. „Meine Herren," ſagte ſie, „Geduld. Ich bitte, mir wenigſtens einen Augenblick das Wort zu gönnen." Ironiſcher Beifall antwortete, denn nur ſie hatte bis dahin geſprochen. Aber unbekümmert darum fuhr ſie fort: „Meine Herren, ich bitte Sie, lehren Sie mich die Herrens kennen. Was heißt Landpartie? Landpartie heißt frühſtücken und ein Jeu machen. Hab' ich Recht?"

„Iſabeau hat immer Recht," lachte Balafré und gab ihr einen Schlag auf die Schulter. „Wir machen ein Jeu. Der Platz hier iſt kapital; ich glaube beinah, jeder muß hier gewinnen. Und die Damen promeniren derweilen oder machen

vielleicht ein Vormittagsſchläfchen. Das ſoll das geſundeſte ſein und anderthalb Stunden wird ja wohl ausreichen. Und um 12 Uhr Reunion. Menu nach dem Ermeſſen unſerer Königin. Ja, Königin, das Leben iſt doch ſchön. Zwar aus Don Carlos. Aber muß denn alles aus der Jungfrau ſein?"

Das ſchlug ein und die zwei Jüngeren kicherten, obwohl ſie blos das Stichwort verſtanden hatten. Iſabeau dagegen, die bei ſolcher antippenden und beſtändig in kleinen Anzüglichkeiten ſich ergehenden Sprache groß geworden war, blieb vollkommen würdevoll und ſagte, während ſie ſich zu den drei anderen Damen wandte: „Meine Damen, wenn ich bitten darf: wir ſind jetzt entlaſſen und haben zwei Stunden für uns. Uebrigens nicht das Schlimmſte."

* * *

Damit erhoben ſie ſich und gingen auf das Haus zu, wo die Königin in die Küche trat und unter freundlichem, aber doch überlegenem Gruße nach dem Wirthe fragte. Dieſer war nicht zugegen, weshalb die junge Frau verſprach, ihn aus dem Garten abrufen zu wollen, Iſabeau aber litt es nicht, „ſie werde ſelber gehn" und ging auch wirklich, immer gefolgt von ihrem

Drei-Damen-Cortège (Balafré ſprach von Klucke mit Küken), nach dem Garten hinaus, wo ſie den Wirth bei der Anlage neuer Spargelbeete traf. Unmittelbar daneben lag ein altmodiſches Treibhaus, vorne ganz niedrig, mit großen ſchräg-liegenden Fenſtern, auf deſſen etwas abgebröckeltes Mauerwerk ſich Lene ſammt den Töchtern Thibaut d'Arcs ſetzte, während Iſabeau die Verhandlungen leitete.

„Wir kommen, Herr Wirth, um wegen des Mittagsbrots mit Ihnen zu ſprechen. Was können wir haben?"

„Alles was die Herrſchaften befehlen."

„Alles? das iſt viel, beinah zu viel. Nun, dann bin ich für Aal. Aber nicht ſo, ſondern ſo." Und ſie wies, während ſie das ſagte, von ihrem Fingerring auf das breite, dicht anliegende Armband.

„Thut mir leid, meine Damen," erwiderte der Wirth. „Aal is nicht. Ueberhaupt Fiſch; damit kann ich nicht dienen, der iſt Ausnahme. Geſtern hatten wir Schlei mit Dill, aber der war aus Berlin. Wenn ich einen Fiſch haben will, muß ich ihn vom Köllniſchen Fiſchmarkt holen."

„Schade. Da hätten wir einen mitbringen können. Aber was dann?"

„Einen Rehrücken.“

„Hm, das läßt ſich hören. Und vorher etwas Gemüſe. Spargel iſt ſchon eigentlich zu ſpät, oder doch beinah. Aber Sie haben da, wie ich ſehe, noch junge Bohnen. Und hier in dem Miſtbeet wird ſich ja wohl auch noch etwas finden laſſen, ein paar Gurken oder ein paar Rapunzeln. Und dann eine ſüße Speiſe. So was mit Schlagſahne. Mir perſönlich liegt nicht daran, aber die Herren, die beſtändig ſo thun, als machten ſie ſich nichts daraus, die ſind immer für's Süße. Alſo drei, vier Gänge, denk' ich. Und dann Butterbrot und Käſe.“

„Und bis wann befehlen die Herrſchaften?“

„Nun ich denke bald, oder doch wenigſtens ſo bald wie möglich. Nicht wahr? Wir ſind hungrig und wenn der Rehrücken eine halbe Stunde Feuer hat, hat er genug. Alſo ſagen wir um Zwölf. Und wenn ich bitten darf, eine Bowle: ein Rheinwein, drei Moſel, drei Champagner. Aber gute Marke. Glauben Sie nicht, daß ſich's verthut. Ich kenne das und ſchmecke heraus, ob Moët oder Mumm. Aber Sie werden ſchon machen; ich darf ſagen, Sie flößen mir ein Vertrauen ein. Apropos, können wir nicht aus Ihrem Garten gleich in den Wald? Ich haſſe jeden

unnützen Schritt. Und vielleicht finden wir noch Champignons. Das wäre himmliſch. Die können dann noch an den Rehrücken, Champignons verderben nie 'was."

Der Wirth bejahte nicht blos die hinſichtlich des bequemeren Weges geſtellte Frage, ſondern begleitete die Damen auch perſönlich bis an die Gartenpforte, von der aus man bis zur Waldliſière nur ein paar Schritte hatte. Blos eine chauſſirte Straße lief dazwiſchen. Als dieſe paſſirt war, war man drüben im Waldesſchatten und Iſabeau, die ſtark unter der immer größer werdenden Hitze litt, pries ſich glücklich, den verhältnißmäßig weiten Umweg über ein baumloſes Stück Grasland vermieden zu haben. Sie machte den eleganten, aber mit einem großen Fettfleck ausſtaffirten Sonnenſchirm zu, hing ihn an ihren Gürtel und nahm Lenens Arm, während die beiden andern Damen folgten. Iſabeau war augenſcheinlich in beſter Stimmung und ſagte, ſich umwendend, zu Margot und Johanna: „Wir müſſen aber doch ein Ziel haben. So blos Wald und wieder Wald is eigentlich ſchrecklich. Was meinen Sie, Johanna?"

Johanna war die größere von den beiden d'Arcs, ſehr hübſch, etwas blaß und mit raffinirter

Einfachheit gekleidet. Serge hielt darauf. Ihre Handschuh saßen wundervoll und man hätte sie für eine Dame halten können, wenn sie nicht, während Isabeau mit dem Wirthe sprach, den einen Handschuhknopf, der aufgesprungen war, mit den Zähnen wieder zugeknöpft hätte.

„Was meinen Sie, Johanna?“ wiederholte die Königin ihre Frage.

„Nun dann schlag' ich vor, daß wir nach dem Dorfe zurück gehn, von dem wir gekommen sind. Es hieß ja wohl Zeuthen und sah so romantisch und so melancholisch aus und war ein so hübscher Weg hierher. Und zurück muß er eigentlich eben so hübsch sein oder vielleicht noch hübscher. Und an der rechten, das heißt also von hier aus an der linken Seite, war ein Kirchhof mit lauter Kreuzen drauf. Und ein sehr großes von Marmor.“

„Ja, liebe Johanna, das ist alles ganz gut, aber was sollen wir damit? Wir haben ja den Weg gesehen. Oder wollen Sie den Kirchhof ....“

„Freilich will ich. Ich habe da so meine Gefühle, besonders an solchem Tage wie heute. Und es ist immer gut, sich zu erinnern, daß man sterben muß. Und wenn dann der Flieder so blüht ....“

„Aber, Johanna, der Flieder blüht ja gar nicht mehr, höchſtens noch der Goldregen und der hat eigentlich auch ſchon Schoten. Du meine Güte, wenn Sie ſo partout für Kirchhöfe ſind, ſo können Sie ſich ja den in der Oranienſtraße jeden Tag anſehen. Aber ich weiß ſchon, mit Ihnen iſt nicht zu reden. Zeuthen und Kirchhof, alles Unſinn. Da bleiben wir doch lieber hier und ſehen gar nichts. Kommen Sie, Kleine, geben Sie mir Ihren Arm wieder."

Die Kleine, die durchaus nicht klein war, war Lene. Sie gehorchte. Die Königin aber fuhr jetzt, indem ſie wieder voraufging, in vertraulichem Tone fort: „Ach, dieſe Johanna, man kann eigentlich nicht mit ihr umgehn; ſie hat keinen guten Ruf und is eine Gans. Ach, Kind, Sie glauben gar nicht, was jetzt alles ſo mitläuft; nu ja, ſie hat 'ne hübſche Figur und hält auf ihre Handſchuh. Aber ſie ſollte lieber auf 'was andres halten. Und ſehen Sie, die, die ſo ſind, die reden immer von ſterben und Kirchhof. Und nun ſollen Sie ſie nachher ſehn! So lang es ſo geht, geht es. Aber wenn dann die Bowle kommt und wieder leer is und wieder kommt, dann quietſcht und johlt ſie. Keine Idee von Anſtand. Aber wo ſoll es auch herkommen?

Sie war immer blos bei kleinen Leuten, draußen auf der Chauſſee nach Tegel, wo kein Menſch recht hinkommt und blos mal Artillerie vorbei fährt. Und Artillerie.... Nu ja.... Sie glauben gar nich, wie verſchieden das alles iſt. Und nun hat ſie der Serge da 'rausgenommen und will was aus ihr machen. Ja, Du meine Güte, ſo geht das nicht, oder wenigſtens nicht ſo flink; gut Ding will Weile haben. Aber da ſind ja noch Erdbeeren. Ei, das iſt nett. Kommen Sie Kleine, wir wollen welche pflücken (wenn nur das verdammte Bücken nicht wär) und wenn wir eine recht große finden, dann wollen wir ſie mitnehmen. Die ſteck' ich ihm dann in den Mund und dann freut er ſich. Denn Sie müſſen wiſſen, er iſt ein Mann wie'n Kind und eigentlich der Beſte."

Lene, die wohl merkte, daß es ſich um Balafré handelte, that ein paar Fragen und frug unter anderm auch wieder, warum die Herren eigentlich die ſonderbaren Namen hätten? Sie habe ſchon früher danach gefragt, aber nie was gehört, was der Rede werth geweſen wäre.

„Jott," ſagte die Königin, „es ſoll ſo was ſein und ſoll keiner was merken und is doch alles blos Ziererei. Denn erſtens kümmert ſich keiner

drum und wenn ſich einer drum kümmert, is es auch noch ſo. Und warum auch? Wen ſoll es denn ſchaden? Sie haben ſich alle nichts vorzuwerfen und einer iſt wie der andre."

Lene ſah vor ſich hin und ſchwieg.

„Und eigentlich, Kind, und Sie werden das auch noch ſehn, eigentlich is es alles blos langweilig. Eine Weile geht es und ich will nichts dagegen ſagen und will's auch nicht abſchwören. Aber die Länge hat die Laſt. So von fuffzehn an und noch nich mal eingeſegnet. Wahrhaftig, je bälder man wieder 'raus iſt, deſto beſſer. Ich kaufe mir denn (denn das Geld krieg' ich) 'ne Deſt'lation und weiß auch ſchon wo und denn heirath' ich mir einen Wittmann und weiß auch ſchon wen. Und er will auch. Denn das muß ich Ihnen ſagen, ich bin für Ordnung und Anſtändigkeit und die Kinder orndtlich erziehn und ob es ſeine ſind oder meine, is janz egal.... Und wie is es denn eigentlich mit Ihnen?"

Lene ſagte kein Wort.

„Jott, Kind, Sie verfärben ſich ja; Sie ſind woll am Ende mit hier dabei (und ſie wies aufs Herz) und thun alles aus Liebe? Ja, Kind, denn is es ſchlimm, denn giebt es 'nen Kladderadatſch."

* * *

Johanna folgte mit Margot. Sie blieben absichtlich etwas zurück und brachen sich Birkenreiser ab, wie wenn sie vorhätten, einen Kranz daraus zu flechten. „Wie gefällt sie Dir denn?“ sagte Margot. „Ich meine die von Gaston.“

„Gefallen? gar nich. Das fehlt auch noch, daß solche mitspielen und in Mode kommen! Sieh doch nur, wie ihr die Handschuh sitzen. Und mit dem Hut is auch nicht viel. Er dürfte sie gar nicht so gehn lassen. Und sie muß auch dumm sein, sie spricht ja kein Wort.“

„Nein,“ sagte Margot, „dumm ist sie nicht; sie hat's blos noch nich weg. Und daß sie sich gleich an die gute Dicke 'ran macht, das is doch auch klug genug.“

„Ach, die gute Dicke. Geh mir mit der. Die denkt, sie is es. Aber es is gar nichts mit ihr. Ich will ihr sonst nichts nachsagen, aber falsch ist sie, falsch wie Galgenholz.“

„Nein, Johanna, falsch is sie nu grade nich. Und sie hat Dir auch öfter aus der Patsche geholfen. Du weißt schon, was ich meine.“

„Gott, warum? Weil sie selber mit drin saß und weil sie sich ewig ziert und wichtig thut. Wer so dick ist, ist nie gut.“

„Jott, Johanna, was Du nur redt'ſt. Umgekehrt is es, die Dicken ſind immer gut."

„Na meinetwegen. Aber das kannſt Du nicht beſtreiten, daß ſie 'ne lächerliche Figur macht. Sieh doch nur, wie ſie dahinwatſchelt; wie 'ne Fettente. Und immer bis oben 'ran zu, blos weil ſie ſich ſonſt vor anſtändigen Leuten gar nicht ſehen laſſen kann. Und, Margot, das laß ich mir nicht nehmen, ein bischen ſchlanke Figur iſt doch die Hauptſache. Wir ſind doch noch keine Türken. Und warum wollte ſie nicht mit auf den Kirchhof? Weil ſie ſich jrault? J bewahre, ſie denkt nich dran, blos weil ſie ſich wieder eingeknallt hat und es vor Hitze nicht aushalten kann. Und is eigentlich nich 'mal ſo furchtbar heiß heute."

* * *

So gingen die Geſpräche, bis ſich die beiden Paare ſchließlich wieder vereinigten und auf einen mit Moos bewachſenen Grabenrand ſetzten.

Iſabeau ſah öfter nach der Uhr; der Zeiger wollte nicht recht vom Fleck.

Als es aber halb zwölf war, ſagte ſie: „Nun, meine Damen, iſt es Zeit; ich denke wir haben jetzt gerade genug Natur gehabt und können mit Fug und Recht zu was Andrem übergehen. Seit heute früh um ſieben eigentlich keinen Biſſen. Denn

die Grünauer Schinkenſtulle kann ich doch nicht rechnen .... Aber Gott ſei Dank, alles Entſagen, ſagt Balafré, hat ſeinen Lohn in ſich und Hunger iſt der beſte Koch. Kommen Sie, meine Damen, der Rehrücken fängt an wichtiger zu werden, als alles andre. Nicht wahr, Johanna?"

Dieſe gefiel ſich in einem Achſelzucken und ſuchte die Zumuthung, als ob Dinge wie Rehrücken und Bowle je Gewicht für ſie haben könnten, entſchieden abzulehnen.

Iſabeau aber lachte. „Nun, wir werden ja ſehn, Johanna. Freilich der Zeuthner Kirchhof wäre beſſer geweſen. Aber man muß nehmen, was man hat."

Und damit brachen alleſammt auf, um aus dem Wald in den Garten und aus dieſem, drin ſich ein paar Zitronenvögel eben haſchten, bis in die Front des Hauſes wo gegeſſen werden ſollte, zurückzukehren.

Im Vorübergehen an der Gaſtſtube ſah Iſabeau den mit dem Umſtülpen einer Moſelweinflaſche beſchäftigten Wirth.

„Schade," ſagte ſie, „daß ich grade das ſehen mußte. Das Schickſal hätte mir auch einen beſſeren Anblick gönnen können. Warum gerade Moſel?"

Vierzehntes Kapitel.

Eine rechte Heiterkeit hatte nach dieſem Spaziergange trotz aller von Iſabeau gemachten Anſtrengungen nicht mehr aufkommen wollen, was aber, wenigſtens für Botho und Lene, das Schlimmere war, war das, daß dieſe Heiterkeit auch ausblieb, als ſich Beide von den Kameraden und ihren Damen verabſchiedet und ganz allein, in einem nur von ihnen beſetzten Koupee, die Rückfahrt angetreten hatten. Eine Stunde ſpäter waren ſie, ziemlich herabgeſtimmt, auf dem trübſelig erleuchteten Görlitzer Bahnhof eingetroffen und hier, beim Ausſteigen, hatte Lene ſofort und mit einer Art Dringlichkeit gebeten, ſie den Weg durch die Stadt hin allein machen zu laſſen, „ſie ſeien ermüdet und abgeſpannt und das thue nicht gut,“ Botho aber war von dem, was er als ſchuldige Rückſicht und Kavalierspflicht anſah,

nicht abzubringen gewesen und so hatten sie denn in einer klapprigen alten Droschke die lange, lange Fahrt am Kanal hin gemeinschaftlich gemacht, immer bemüht, ein Gespräch über die Parthie und wie „hübsch sie gewesen sei", zu Stande zu bringen — eine schreckliche Zwangsunterhaltung, bei der Botho nur zu sehr gefühlt hatte, wie richtig Lenens Empfindung gewesen war, als sie von dieser Begleitung in beinahe beschwörendem Tone nichts hatte wissen wollen. Ja, der Ausflug nach „Hankels Ablage", von dem man sich so viel versprochen und der auch wirklich so schön und glücklich begonnen hatte, war in seinem Ausgange nichts als eine Mischung von Verstimmung, Müdigkeit und Abspannung gewesen und nur im letzten Augenblick, wo Botho liebevoll freundlich und mit einem gewissen Schuldbewußtsein seine „gute Nacht, Lene" gesagt hatte, war diese noch einmal auf ihn zugeeilt und hatte, seine Hand ergreifend, ihn mit beinah leidenschaftlichem Ungestüm geküßt: „Ach, Botho, es war heute nicht so, wie's hätte sein sollen, und doch war Niemand Schuld.. Auch die andern nicht."

„Laß es, Lene."

„Nein, nein. Es war Niemand Schuld, dabei bleibt es, daran ist nichts zu ändern. Aber daß

es ſo iſt, daß iſt eben das Schlimme daran. Wenn wer Schuld hat, dann bittet man um Verzeihung und dann iſt es wieder gut. Aber das nutzt uns nichts. Und es iſt auch nichts zu verzeihn."

„Lene. . ."

„Du mußt noch einen Augenblick hören. Ach, mein einziger Botho, Du willſt es mir verbergen, aber es geht zu End'. Und raſch, ich weiß es."

„Wie Du nur ſprichſt."

„Ich hab' es freilich nur geträumt," fuhr Lene fort. „Aber warum hab' ich es geträumt? weil es mir den ganzen Tag vor der Seele ſteht. Mein Traum war nur, was mir mein Herz eingab. Und was ich Dir noch ſagen wollte, Botho, und warum ich Dir die paar Schritte nachgelaufen bin: es bleibt doch bei dem, was ich Dir geſtern Abend ſagte. Daß ich dieſen Sommer leben konnte, war mir ein Glück und bleibt mir ein Glück, auch wenn ich von heut ab unglücklich werde."

„Lene, Lene, ſprich nicht ſo . . ."

„Du fühlſt ſelbſt, daß ich Recht habe; Dein gutes Herz ſträubt ſich nur, es zuzugeſtehen und will es nicht wahr haben. Aber ich weiß es: geſtern, als wir über dieſe Wieſe gingen und

plauderten und ich Dir den Strauß pflückte, das war unser letztes Glück und unsere letzte schöne Stunde."

* * *

Mit diesem Gespräche hatte der Tag geschlossen und nun war der andre Morgen, und die Sommersonne schien hell in Botho's Zimmer. Beide Fenster standen auf und in den Kastanien draußen quirilierten die Spatzen. Botho selbst, aus einem Meerschaum rauchend, lag zurückgelehnt in seinem Schaukelstuhl und schlug dann und wann mit einem neben ihm liegenden Taschentuche nach einem großen Brummer, der, wenn er zu dem einen Fenster hinaus war, sofort wieder an dem andern erschien, um Botho hartnäckig und unerbittlich zu umsummen.

„Daß ich diese Bestie doch los wäre. Quälen, martern möcht' ich sie. Diese Brummer sind allemal Unglücksboten und so hämisch zudringlich, als freuten sie sich über den Aerger, dessen Herold und Verkündiger sie sind." In diesem Augenblicke schlug er wieder danach. „Wieder fort. Es hilft nichts. Also Resignation. Ergebung ist überhaupt das Beste. Die Türken sind die klügsten Leute."

Das Zuschlagen der kleinen Gitterthür draußen ließ ihn während dieses Selbstgesprächs auf den

Vorgarten blicken und dabei des eben eingetretenen Briefträgers gewahr werden, der ihm gleich danach, unter leichtem militäriſchen Gruß und mit einem „guten Morgen, Herr Baron“ erſt eine Zeitung und dann einen Brief in das nicht allzu hohe Parterrefenſter hineinreichte. Botho warf die Zeitung bei Seite, zugleich den Brief betrachtend, auf dem er die kleine, dichtſtehende, trotzdem aber ſehr deutliche Handſchrift ſeiner Mutter unſchwer erkannt hatte. „Dacht ich's doch .. Ich weiß ſchon, eh ich geleſen. Arme Lene.“

Und nun brach er den Brief auf und las:

„Schloß Zehden. 29. Juni 1875. Mein lieber Botho. Was ich Dir als Befürchtung in meinem letzten Briefe mittheilte, das hat ſich nun erfüllt: Rothmüller in Arnswalde hat ſein Kapital zum 1. Oktober gekündigt und nur „aus alter Freundſchaft“ hinzugefügt, daß er bis Neujahr warten wolle, wenn es mir eine Verlegenheit ſchaffe. „Denn er wiſſe wohl, was er dem Andenken des ſeligen Herrn Barons ſchuldig ſei.“ Dieſe Hinzufügung, ſo gut ſie gemeint ſein mag, iſt doch doppelt empfindlich für mich; es miſcht ſich ſo viel prätentiöſe Rückſichtnahme mit ein, die niemals angenehm berührt, am wenigſten von ſolcher Seite her. Du begreifſt vielleicht die

Verſtimmung und Sorge, die mir dieſe Zeilen geſchaffen haben. Onkel Kurt Anton würde helfen, wie ſchon bei früherer Gelegenheit, er liebt mich und vor allem Dich, aber ſeine Geneigtheit immer wieder in Anſpruch zu nehmen, hat doch etwas Bedrückliches und hat es um ſo mehr, als er unſrer ganzen Familie, ſpeziell aber uns beiden, die Schuld an unſren ewigen Verlegenheiten zuſchiebt. Ich bin ihm, trotz meines redlichen Kümmerns um die Wirthſchaft, nicht wirthſchaftlich und anſpruchslos genug, worin er Recht haben mag, und Du biſt ihm nicht praktiſch und lebensklug genug, worin er wohl ebenfalls das Richtige treffen wird. Ja, Botho, ſo liegt es. Mein Bruder iſt ein Mann von einem ſehr feinen Rechts- und Billigkeitsgefühl und von einer in Geldangelegenheiten geradezu hervorragenden Gentilezza, was man nur von wenigen unſrer Edelleute ſagen kann. Denn unſre gute Mark Brandenburg iſt die Sparſamkeits- und wo geholfen werden ſoll ſogar die Aengſtlichkeitsprovinz, aber ſo gentil er iſt, er hat ſeine Launen und Eigenwilligkeiten, und ſich in dieſen beharrlich gekreuzt zu ſehen, hat ihn ſeit einiger Zeit aufs ernſthafteſte verſtimmt. Er ſagte mir, als ich letzthin Veranlaſſung nahm, der uns abermals drohenden

Kapitalskündigung zu gedenken: „Ich ſtehe gern zu Dienſten, Schweſter, wie Du weißt, aber ich bekenne Dir offen, immer da helfen zu ſollen, wo man ſich in jedem Augenblicke ſelber helfen könnte, wenn man nur etwas einſichtiger und etwas weniger eigenſinnig wäre, das erhebt ſtarke Zumuthungen an die Seite meines Charakters, die nie meine hervorragendſte war: an meine Nachgiebigkeit ....“ Du weißt, Botho, worauf ſich dieſe ſeine Worte beziehen, und ich lege ſie heute Dir ans Herz, wie ſie damals, von Onkel Kurt Antons Seite mir ans Herz gelegt wurden. Es giebt nichts, was Du, Deinen Worten und Briefen nach zu ſchließen, mehr perhorreszirſt als Sentimentalitäten, und doch fürcht' ich, ſteckſt Du ſelber drin und zwar tiefer als Du zugeben willſt oder vielleicht weißt. Ich ſage nicht mehr.“

Rienäcker legte den Brief aus der Hand und ſchritt im Zimmer auf und ab, während er den Meerſchaum halb mechaniſch mit einer Cigarette vertauſchte. Dann nahm er den Brief wieder und las weiter. „Ja, Botho, Du haſt unſer Aller Zukunft in der Hand und haſt zu beſtimmen, ob dies Gefühl einer beſtändigen Abhängigkeit fortdauern oder aufhören ſoll. Du haſt es in der Hand, ſag' ich, aber wie ich freilich hinzufügen

muß, nur kurze Zeit noch, jedenfalls nicht auf lange mehr. Auch darüber hat Onkel Kurt Anton mit mir geſprochen, namentlich im Hinblick auf die Sellenthiner Mama, die ſich, bei ſeiner letzten Anweſenheit in Rothenmoor, in dieſer ſie lebhaft beſchäftigenden Sache nicht nur mit großer Entſchiedenheit, ſondern auch mit einem Anflug von Gereiztheit ausgeſprochen hat. Ob das Haus Rienäcker vielleicht glaube, daß ein immer kleiner werdender Beſitz, nach Art der ſibylliniſchen Bücher (wo ſie den Vergleich her hat, weiß ich nicht) immer werthvoller würde? Käthe werde nun zweiundzwanzig, habe den Ton der großen Welt und verfüge mit Hilfe der von ihrer Tante Kielmannsegge herſtammenden Erbſchaft über ein Vermögen, deſſen Zinsbetrag hinter dem Kapitalsbetrag der Rienäcker'ſchen Haide ſammt Muränen-See nicht ſehr erheblich zurückbleiben werde. Solche junge Dame laſſe man überhaupt nicht warten, am wenigſten aber mit ſo viel Beharrlichkeit und Seelenruhe. Wenn es Herrn von Rienäcker beliebe, das, was früher darüber von Seiten der Familie geplant und geſprochen ſei, fallen zu laſſen und ſtattgehabte Verabredungen als bloßes Kinderſpiel anzuſehn, ſo habe ſie nichts dagegen. Herr von Rienäcker ſei frei von dem Augenblick

an, wo er frei ſein wolle. Wenn er aber umgekehrt vorhabe, von dieſer unbedingten Rückzugs-Freiheit nicht Gebrauch machen zu wollen, ſo ſei es an der Zeit, auch das zu zeigen. Sie wünſche nicht, daß ihre Tochter in das Gerede der Leute komme.

Du wirſt dem Tone, der hieraus ſpricht, unſchwer entnehmen, daß es durchaus nöthig iſt, Entſchlüſſe zu faſſen und zu handeln. Was ich wünſche, weißt Du. Meine Wünſche ſollen aber nicht verbindlich für Dich ſein. Handle, wie Dir eigene Klugheit es eingiebt, entſcheide Dich ſo oder ſo, nur handle überhaupt. Ein Rückzug iſt ehrenvoller als fernere Hinausſchiebung. Säumſt Du länger, ſo verlieren wir nicht nur die Braut, ſondern das Sellenthiner Haus überhaupt und, was noch ſchlimmer, ja das Schlimmſte iſt, auch die freundlichen und immer hilfebereiten Geſinnungen des Onkels. Meine Gedanken begleiten Dich, möchten ſie Dich auch leiten können. Ich wiederhole Dir, es wäre der Weg zu Deinem und unſer Aller Glück. Womit ich verbleibe Deine Dich liebende Mutter Joſephine von R.“

* * *

Botho, als er geleſen, war in großer Erregung. Es war ſo wie der Brief es ausſprach

und ein Hinausſchieben nicht länger möglich. Es ſtand nicht gut mit dem Rienäcker'ſchen Vermögen und Verlegenheiten waren da, die durch eigne Klugheit und Energie zu heben, er durchaus nicht die Kraft in ſich fühlte. „Wer bin ich? Durchſchnittsmenſch aus der ſogenannten Oberſphäre der Geſellſchaft. Und was kann ich? Ich kann ein Pferd ſtallmeiſtern, einen Kapaun tranchiren und ein jeu machen. Das iſt alles und ſo hab' ich denn die Wahl zwiſchen Kunſtreiter, Oberkellner und Croupier. Höchſtens kommt noch der Croupier hinzu, wenn ich in eine Fremdenlegion eintreten will. Und Lene dann mit mir als Tochter des Regiments. Ich ſehe ſie ſchon in kurzem Rock und Hackenſtiefeln und ein Tönnchen auf dem Rücken."

In dieſem Tone ſprach er weiter und gefiel ſich darin, ſich bittre Dinge zu ſagen. Endlich aber zog er die Klingel und beorderte ſein Pferd, weil er ausreiten wolle. Und nicht lange, ſo hielt ſeine prächtige Fuchsſtute draußen, ein Geſchenk des Onkels, zugleich der Neid der Kameraden. Er hob ſich in den Sattel, gab dem Burſchen einige Weiſungen und ritt auf die Moabiter Brücke zu, nach deren Paſſirung er in einen breiten, über Fenn und Feld in die Jungfern-

haide hinüberführenden Weg einlenkte. Hier ließ er ſein Pferd aus dem Trab in den Schritt fallen und nahm ſich, während er bis dahin allerhand unklaren Gedanken nachgehangen hatte, mit jedem Augenblicke feſter und ſchärfer ins Verhör. „Was iſt es denn, was mich hindert, den Schritt zu thun, den alle Welt erwartet? Will ich Lene heirathen? Nein. Hab' ich's ihr verſprochen? Nein. Erwartet ſie's? Nein. Oder wird uns die Trennung leichter, wenn ich ſie hinausſchiebe? Nein. Immer nein und wieder nein. Und doch ſäume und ſchwanke ich, das Eine zu thun, was durchaus gethan werden muß. Und weshalb ſäume ich? Woher dieſe Schwankungen und Vertagungen? Thörichte Frage. Weil ich ſie liebe."

Kanonenſchüſſe, die vom Tegler Schießplatz herüberklangen, unterbrachen hier ſein Selbſtgeſpräch und erſt als er das momentan unruhig gewordene Pferd wieder beruhigt hatte, nahm er den früheren Gedankengang wieder auf und wiederholte: „Weil ich ſie liebe! Ja. Und warum ſoll ich mich dieſer Neigung ſchämen? Das Gefühl iſt ſouverän und die Thatſache, daß man liebt, iſt auch das Recht dazu, möge die Welt noch ſo ſehr den Kopf darüber ſchütteln oder von Räthſel ſprechen. Uebrigens iſt es kein Räthſel und wenn

doch, ſo kann ich es löſen. Jeder Menſch iſt ſeiner Natur nach auf beſtimmte, mitunter ſehr, ſehr kleine Dinge geſtellt, Dinge, die, trotzdem ſie klein ſind, für ihn das Leben oder doch des Lebens Beſtes bedeuten. Und dies Beſte heißt mir Einfachheit, Wahrheit, Natürlichkeit. Das alles hat Lene, damit hat ſie mir's angethan, da liegt der Zauber, aus dem mich zu löſen, mir jetzt ſo ſchwer fällt."

In dieſem Augenblicke ſtutzte ſein Pferd und er wurde eines aus einem Wieſenſtreifen aufgeſcheuchten Haſen gewahr, der dicht vor ihm auf die Jungfernhaide zujagte. Neugierig ſah er ihm nach und nahm ſeine Betrachtungen erſt wieder auf, als der Flüchtige zwiſchen den Stämmen der Haide verſchwunden war. „Und war es denn," fuhr er fort, „etwas ſo Thörichtes und Unmögliches, was ich wollte? Nein. Es liegt nicht in mir, die Welt herauszufordern und ihr und ihren Vorurtheilen öffentlich den Krieg zu erklären; ich bin durchaus gegen ſolche Donquixoterieen. Alles, was ich wollte, war ein verſchwiegenes Glück, ein Glück, für das ich früher oder ſpäter, um des ihr erſparten Affronts willen, die ſtille Gutheißung der Geſellſchaft erwartete. So war mein Traum, ſo gingen meine Hoffnungen und Gedanken. Und

nun ſoll ich heraus aus dieſem Glück und ſoll ein andres eintauſchen, das mir keins iſt. Ich hab' eine Gleichgiltigkeit gegen den Salon und einen Widerwillen gegen alles Unwahre, Geſchraubte, Zurechtgemachte. Chic, Tournüre, savoir-faire, — mir alles ebenſo häßliche wie fremde Wörter."

Hier bog das Pferd, das er ſchon ſeit einer Viertelſtunde kaum noch im Zügel hatte, wie von ſelbſt in einen Seitenweg ein, der zunächſt auf ein Stück Ackerland und gleich dahinter auf einen von Unterholz und ein paar Eichen eingefaßten Grasplatz führte. Hier, im Schatten eines der älteren Bäume, ſtand ein kurzes, gedrungenes Steinkreuz und als er näher heranritt, um zu ſehen, was es mit dieſem Kreuz eigentlich ſei, las er: „Ludwig v. Hinckeldey, geſt. 10. März 1856." Wie das ihn traf! Er wußte, daß das Kreuz hier herumſtehe, war aber nie bis an dieſe Stelle gekommen und ſah es nun als ein Zeichen an, daß das ſeinem eigenen Willen überlaſſene Pferd ihn gerade hierher geführt hatte.

Hinckeldey! Das war nun an die zwanzig Jahr, daß der damals Allmächtige zu Tode kam und alles, was bei der Nachricht davon in ſeinem Elternhauſe geſprochen worden war, das ſtand

jetzt wieder lebhaft vor seiner Seele. Vor allem eine Geschichte kam ihm wieder in Erinnerung. Einer der bürgerlichen, seinem Chef besonders vertrauten Räthe übrigens, hatte gewarnt und abgemahnt und das Duell überhaupt, und nun gar ein solches und unter solchen Umständen, als einen Unsinn und ein Verbrechen bezeichnet. Aber der sich bei dieser Gelegenheit plötzlich auf den Edelmann hin ausspielende Vorgesetzte, hatte brüsk und hochmüthig geantwortet: „Nörner, davon verstehen Sie nichts." Und eine Stunde später war er in den Tod gegangen. Und warum? Einer Adelsvorstellung, einer Standesmarotte zu Liebe, die mächtiger war als alle Vernunft, auch mächtiger als das Gesetz, dessen Hüter und Schützer zu sein, er recht eigentlich die Pflicht hatte. „Lehrreich". Und was habe ich speziell daraus zu lernen? Was predigt dies Denkmal mir? Jedenfalls das Eine, daß das Herkommen unser Thun bestimmt. Wer ihm gehorcht, kann zu Grunde gehn, aber er geht besser zu Grunde als der, der ihm widerspricht."

Während er noch so sann, warf er sein Pferd herum und ritt querfeldein auf ein großes Etablissement, ein Walzwerk oder eine Maschinenwerkstatt, zu, draus, aus zahlreichen Essen, Qualm und Feuer-

ſäulen in die Luft ſtiegen. Es war Mittag und ein Theil der Arbeiter ſaß draußen im Schatten, um die Mahlzeit einzunehmen. Die Frauen, die das Eſſen gebracht hatten, ſtanden plaudernd daneben, einige mit einem Säugling auf dem Arm, und lachten ſich untereinander an, wenn ein ſchelmiſches oder anzügliches Wort geſprochen wurde. Rienäcker, der ſich den Sinn für das Natürliche mit nur zu gutem Rechte zugeſchrieben, war entzückt von dem Bilde, das ſich ihm bot, und mit einem Anfluge von Neid ſah er auf die Gruppe glücklicher Menſchen. „Arbeit und täglich Brot und Ordnung. Wenn unſre märkiſchen Leute ſich verheirathen, ſo reden ſie nicht von Leidenſchaft und Liebe, ſie ſagen nur: ‚ich muß doch meine Ordnung haben.‘ Und das iſt ein ſchöner Zug im Leben unſres Volks und nicht einmal proſaiſch. Denn Ordnung iſt viel und mitunter alles. Und nun frag' ich mich, war mein Leben in der ‚Ordnung‘? Nein. Ordnung iſt Ehe.“ So ſprach er noch eine Weile vor ſich hin und dann ſah er wieder Lene vor ſich ſtehn, aber in ihrem Auge lag nichts von Vorwurf und Anklage, ſondern es war umgekehrt, als ob ſie freundlich zuſtimme.

„Ja, meine liebe Lene, Du biſt auch für

Arbeit und Ordnung und ſiehſt es ein und machſt es mir nicht ſchwer ... aber ſchwer iſt es doch ... für Dich und mich.“

Er ſetzte ſein Pferd wieder in Trab und hielt ſich noch eine Strecke hart an der Spree hin. Dann aber bog er, an den in Mittagsſtille daliegenden Zelten vorüber, in einen Reitweg ein, der ihn bis an den Wrangel-Brunnen und gleich danach bis vor ſeine Thür führte.

Fünfzehntes Kapitel.

Botho wollte ſofort zu Lene hinaus, und als er fühlte, daß er dazu keine Kraft habe, wollt' er wenigſtens ſchreiben. Aber auch das ging nicht. „Ich kann es nicht, heute nicht.“ Und ſo ließ er den Tag vergehen und wartete bis zum andern Morgen. Da ſchrieb er denn in aller Kürze.

„Liebe Lene. Nun kommt es doch ſo, wie Du mir vorgeſtern geſagt: Abſchied. Und Abſchied auf immer. Ich hatte Briefe von Haus, die mich zwingen; es muß ſein, und weil es ſein muß, ſo ſei es ſchnell... Ach, ich wollte, dieſe Tage lägen hinter uns. Ich ſage Dir weiter nichts, auch nicht wie mir ums Herz iſt... Es war eine kurze ſchöne Zeit und ich werde nichts davon vergeſſen. Gegen neun bin ich bei Dir, nicht früher, denn es darf nicht lange dauern.

Auf Wiederſehen, nur noch einmal auf Wiederſehn. Dein B. v. R.“

Und nun kam er. Lene ſtand am Gitter und empfing ihn wie ſonſt; nicht der kleinſte Zug von Vorwurf oder auch nur von ſchmerzlicher Entſagung lag in ihrem Geſicht. Sie nahm ſeinen Arm und ſo gingen ſie den Vorgartenſteig hinauf.

„Es iſt recht, daß Du kommſt... Ich freue mich, daß Du da biſt. Und Du mußt Dich auch freuen.“

Unter dieſen Worten hatten ſie das Haus erreicht und Botho machte Miene, wie gewöhnlich vom Flur her in das große Vorderzimmer einzutreten. Aber Lene zog ihn weiter fort und ſagte: „Nein, Frau Dörr iſt drin ..“

„Und iſt uns noch bös?“

„Das nicht. Ich habe ſie beruhigt. Aber was ſollen wir heut mit ihr? Komm, es iſt ein ſo ſchöner Abend und wir wollen allein ſein.“

Er war einverſtanden, und ſo gingen ſie denn den Flur hinunter und über den Hof auf den Garten zu. Sultan regte ſich nicht und blinzelte nur Beiden nach, als ſie den großen Mittelſteig hinauf und dann auf die zwiſchen den Himbeerbüſchen ſtehende Bank zuſchritten.

Als ſie hier ankamen, ſetzten ſie ſich. Es

war ſtill, nur vom Felde her hörte man ein Gezirp und der Mond ſtand über ihnen.

Sie lehnte ſich an ihn und ſagte ruhig und herzlich: „Und das iſt nun alſo das letzte Mal, daß ich Deine Hand in meiner halte?"

„Ja, Lene. Kannſt Du mir verzeihn?"

„Wie Du nur immer frägſt. Was ſoll ich Dir verzeihn?"

„Daß ich Deinem Herzen wehe thue."

„Ja, weh thut es. Das iſt wahr."

Und nun ſchwieg ſie wieder und ſah hinauf auf die blaß am Himmel heraufziehenden Sterne.

„Woran denkſt Du, Lene?"

„Wie ſchön es wäre, dort oben zu ſein."

„Sprich nicht ſo. Du darfſt Dir das Leben nicht wegwünſchen; von ſolchem Wunſch iſt nur noch ein Schritt. . ."

Sie lächelte. „Nein, das nicht. Ich bin nicht wie das Mädchen, das an den Ziehbrunnen lief und ſich hineinſtürzte, weil ihr Liebhaber mit einer andern tanzte. Weißt Du noch, wie Du mir davon erzähltеſt?"

„Aber was ſoll es dann? Du biſt doch nicht ſo, daß Du ſo was ſagſt, blos um etwas zu ſagen."

„Nein, ich hab' es auch ernſthaft gemeint.

Und wirklich (und ſie wies hinauf), ich wäre gerne da. Da hätt' ich Ruh. Aber ich kann es abwarten ... Und nun komm und laß uns ins Feld gehen. Ich habe kein Tuch mit herausgenommen und find' es kalt hier im Stillſitzen."

Und ſo gingen ſie denn denſelben Feldweg hinauf, der ſie damals bis an die vorderſte Häuſerreihe von Wilmersdorf geführt hatte. Der Thurm war deutlich ſichtbar unter dem ſternenklaren Himmel und nur über den Wieſengrund zog ein dünner Nebelſchleier.

„Weißt Du noch," ſagte Botho, „wie wir mit Frau Dörr hier gingen?"

Sie nickte. „Deshalb hab' ich Dir's vorgeſchlagen, mich fror gar nicht oder doch kaum. Ach, es war ein ſo ſchöner Tag damals und ſo heiter und glücklich bin ich nie geweſen, nicht vorher und nicht nachher. Noch in dieſem Augenblicke lacht mir das Herz, wenn ich daran zurückdenke wie wir gingen und ſangen: „Denkſt Du daran". Ja, Erinnerung iſt viel, iſt alles. Und die hab' ich nun und bleibt mir und kann mir nicht mehr genommen werden. Und ich fühle ordentlich, wie mir dabei leicht zu Muthe wird."

Er umarmte ſie. „Du biſt ſo gut."

Lene aber fuhr in ihrem ruhigen Tone fort: „Und daß mir so leicht ums Herz ist, das will ich nicht vorübergehen lassen und will Dir alles sagen. Eigentlich ist es das Alte, was ich Dir immer schon gesagt habe, noch vorgestern, als wir draußen auf der halb gescheiterten Partie waren und dann nachher, als wir uns trennten. Ich hab' es so kommen sehn, von Anfang an, und es geschieht nur, was muß. Wenn man schön geträumt hat, so muß man Gott dafür danken und darf nicht klagen, daß der Traum aufhört und die Wirklichkeit wieder anfängt. Jetzt ist es schwer, aber es vergißt sich alles oder gewinnt wieder ein freundliches Gesicht. Und eines Tages bist Du wieder glücklich und vielleicht ich auch."

„Glaubst Du's? Und wenn nicht? was dann?"

„Dann lebt man ohne Glück."

„Ach, Lene, Du sagst das so hin, als ob Glück nichts wäre. Aber es ist was und das quält mich eben und ist mir doch, als ob ich Dir ein Unrecht gethan hätte."

„Davon sprech' ich Dich frei. Du hast mir kein Unrecht gethan, hast mich nicht auf Irrwege geführt und hast mir nichts versprochen. Alles war mein freier Entschluß. Ich habe Dich von

Herzen lieb gehabt, das war mein Schickſal, und wenn es eine Schuld war, ſo war es meine Schuld. Und noch dazu eine Schuld, deren ich mich, ich muß es Dir immer wieder ſagen, von ganzer Seele freue, denn ſie war mein Glück. Wenn ich nun dafür zahlen muß, ſo zahle ich gern. Du haſt nicht gekränkt, nicht verletzt, nicht beleidigt, oder doch höchſtens das, was die Menſchen Anſtand nennen und gute Sitte. Soll ich mich darum grämen? Nein. Es rückt ſich alles wieder zurecht, auch das. Und nun komm uns laß uns umkehren. Sieh nur wie die Nebel ſteigen; ich denke, Frau Dörr iſt nun fort und wir treffen die gute Alte allein. Sie weiß von allem und hat den ganzen Tag über immer nur ein und dasſelbe geſagt."

„Und was?"

„Daß es ſo gut ſei."

* * *

Frau Nimptſch war wirklich allein, als Botho und Lene bei ihr eintraten. Alles war ſtill und dämmerig und nur das Herdfeuer warf einen Lichtſchein über die breiten Schatten, die ſich ſchräg durch das Zimmer zogen. Der Stieglitz ſchlief ſchon lange in ſeinem Bauer und man

hörte nichts als dann und wann das Ziſchen des überkochenden Waſſers.

„Guten Abend, Mutterchen,“ ſagte Botho.

Die Alte gab den Gruß zurück und wollte von ihrer Fußbank aufſtehen, um den großen Lehnſtuhl heran zu rücken. Aber Botho litt es nicht und ſagte: „Nein, Mutterchen, ich ſetze mich auf meinen alten Platz.“

Und dabei ſchob er den Schemel ans Feuer.

Eine kleine Pauſe trat ein; alsbald aber begann er wieder: „Ich komme heut, um Abſchied zu nehmen und Ihnen für alles Liebe und Gute zu danken, das ich hier ſo lange gehabt habe. Ja, Mutterchen, ſo recht von Herzen. Ich bin hier ſo gern geweſen und ſo glücklich. Aber nun muß ich fort und alles, was ich noch ſagen kann, iſt blos das: es iſt doch wohl das Beſte ſo.“

Die Alte ſchwieg und nickte zuſtimmend. „Aber ich bin nicht aus der Welt,“ fuhr Botho fort, „und ich werde Sie nicht vergeſſen, Mutterchen. Und nun geben Sie mir die Hand. So. Und nun gute Nacht.“

Hiernach ſtand er ſchnell auf und ſchritt auf die Thür zu, während Lene ſich an ihn hing. So gingen ſie bis an das Gartengitter, ohne daß weiter ein Wort geſprochen wäre. Dann aber

ſagte ſie: „Nun kurz, Botho. Meine Kräfte reichen nicht mehr; es war doch zu viel, dieſe zwei Tage. Lebe wohl, mein Einziger, und ſei ſo glücklich, wie Du's verdienſt, und ſo glücklich, wie Du mich gemacht haſt. Dann biſt Du glücklich. Und von dem Andern rede nicht mehr, es iſt der Rede nicht werth. So, ſo."

Und ſie gab ihm einen Kuß und noch einen und ſchloß dann das Gitter.

Als er an der andern Seite der Straße ſtand, ſchien er, als er Lenens anſichtig wurde, noch einmal umkehren und Wort und Kuß mit ihr tauſchen zu wollen. Aber ſie wehrte heftig mit der Hand. Und ſo ging er denn weiter die Straße hinab, während ſie, den Kopf auf den Arm und den Arm auf den Gitterpfoſten geſtützt, ihm mit großem Auge nachſah.

So ſtand ſie noch lange, bis ſein Schritt in der nächtlichen Stille verhallt war.

Sechzehntes Kapitel.

Mitte September hatte die Verheirathung auf dem Sellenthin'ſchen Gute Rothenmoor ſtattgefunden, Onkel Oſten, ſonſt kein Redner, hatte das Brautpaar in dem zweifellos längſten Toaſte ſeines Lebens leben laſſen, und am Tage darauf hatte die Kreuzzeitung unter ihren ſonſtigen Familienanzeigen auch die folgende gebracht: „Ihre am geſtrigen Tage ſtattgehabte eheliche Verbindung zeigen hierdurch ergebenſt an Botho Freiherr von Rienäcker, Premierlieutenant im Kaiſer-Küraſſier-Regiment, Käthe Freifrau von Rienäcker, geb. von Sellenthin." Die Kreuzzeitung war begreiflicherweiſe nicht das Blatt, das in die Dörr'ſche Gärtnerwohnung ſammt ihren Dependenzien kam, aber ſchon am andern Morgen traf ein an Fräulein Magdalene Nimptſch adreſſirter Brief ein, in dem nichts lag als der Zeitungsausſchnitt mit der

Vermählungsanzeige. Lene fuhr zuſammen, ſammelte ſich aber raſcher als der Abſender, aller Wahrſcheinlichkeit nach eine neidiſche Kollegin, erwartet haben mochte. Daß es von ſolcher Seite her kam, war ſchon aus dem beigefügten „Hochwohlgeboren" zu ſchließen. Aber gerade dieſer Extraſchabernack, der den ſchmerzhaften Stich verdoppeln ſollte, kam Lenen zu ſtatten und verminderte das bittere Gefühl, das ihr dieſe Nachricht ſonſt wohl verurſacht hätte.

* * *

Botho und Käthe von Rienäcker waren noch am Hochzeitstage ſelbſt nach Dresden hin aufgebrochen, nachdem beide der Verlockung einer neumärkiſchen Vetternreiſe glücklich widerſtanden hatten. Und wahrlich, ſie hatten nicht Urſache, ihre Wahl zu bereuen, am wenigſten Botho, der ſich jeden Tag nicht nur zu dem Dresdener Aufenthalte, ſondern vielmehr noch zu dem Beſitze ſeiner jungen Frau beglückwünſchte, die Capricen und üble Laune gar nicht zu kennen ſchien. Wirklich, ſie lachte den ganzen Tag über und ſo leuchtend und hellblond ſie war, ſo war auch ihr Weſen. An allem ergötzte ſie ſich und allem gewann ſie die heitre Seite ab. In dem von ihnen bewohnten Hotel war ein Kellner

mit einem Toupet, das einem eben umkippenden Wellenkamme glich, und dieſer Kellner ſammt ſeiner Friſur war ihre tagtägliche Freude, ſo ſehr, daß ſie, wiewohl ſonſt ohne beſonderen Esprit, ſich in Bildern und Vergleichen gar nicht genug thun konnte. Botho freute ſich mit und lachte herzlich, bis ſich mit einem Male doch etwas von Bedenken und ſelbſt von Unbehagen in ſein Lachen einzumiſchen begann. Er nahm nämlich wahr, daß ſie, was auch geſchehen oder ihr zu Geſicht kommen mochte, lediglich am Kleinen und Komiſchen hing, und als Beide nach etwa vierzehntägigem glücklichen Aufenthalt ihre Heimreiſe nach Berlin antraten, ereignete ſich's, daß ein kurzes, gleich zu Beginn der Fahrt geführtes Geſpräch ihm über dieſe Charakterſeite ſeiner Frau volle Gewißheit gab. Sie hatten ein Koupee für ſich und als ſie, von der Elbbrücke her, noch einmal zurückblickten, um nach Altſtadt-Dresden und der Kuppel der Frauenkirche hinüber zu grüßen, ſagte Botho, während er ihre Hand nahm: „Und nun ſage mir, Käthe, was war eigentlich das Hübſcheſte hier in Dresden?"

„Rathe."

„Ja, das iſt ſchwer, denn Du haſt ſo Deinen eignen Geſchmack, und mit Kirchengeſang und

Holbein'ſcher Madonna darf ich Dir gar nicht kommen ....“

„Nein. Da haſt Du Recht. Und ich will meinen geſtrengen Herrn auch nicht lange warten und ſich quälen laſſen. Es war dreierlei, was mich entzückte: voran die Konditorei am Altmarkt und der Scheffelgaſſen-Ecke mit den wundervollen Paſtetchen und dem Likör. Da ſo zu ſitzen ....“

„Aber, Käthe, man konnte ja gar nicht ſitzen, man konnte kaum ſtehn, und war eigentlich, als ob man ſich jeden Biſſen erobern müſſe.“

„Das war es eben. Eben deshalb, mein Beſter. Alles, was man ſich erobern muß ....“

Und ſie wandte ſich ab und ſpielte neckiſch die Schmollende, bis er ihr einen herzlichen Kuß gab.

„Ich ſehe,“ lachte ſie, „Du biſt ſchließlich einverſtanden und zur Belohnung höre nun auch das Zweite und Dritte. Mein Zweites war das Sommertheater draußen, wo wir „Monſieur Herkules“ ſahn und Knaak den Tannhäuſermarſch auf einem klapprigen alten Whiſttiſch trommelte. So was Komiſches hab' ich all mein Lebtag nicht geſehn und Du wahrſcheinlich auch nicht. Es war wirklich zu komiſch .... Und das Dritte ... Nun das Dritte, das war „Bacchus auf dem

Ziegenbock" im Grünen Gewölbe und der ſich „kratzende Hund" von Peter Viſcher."

„Ich dachte mir ſo 'was und wenn Onkel Oſten davon hört, dann wird er Dir Recht geben und Dich noch lieber haben als ſonſt und mir noch öfter wiederholen: Ich ſage Dir, Botho, die Käthe ...."

„Soll er's nicht?"

„O gewiß ſoll er."

Und damit brach auf Minuten hin ihr Geſpräch ab, das in Botho's Seele, ſo zärtlich und liebevoll er zu der jungen Frau hinüberſah, doch einigermaßen ängſtlich nachklang. Die junge Frau ſelbſt indeß hatte keine Ahnung von dem, was in ihres Gatten Seele vorging, und ſagte nur: „Ich bin müde, Botho. Die vielen Bilder. Es kommt doch nach .... Aber (der Zug hielt eben) was iſt denn das für ein Lärm und Getreibe da draußen?"

„Das iſt ein Dresdener Vergnügungsort, ich glaube Kötſchenbroda."

„Kötſchenbroda? Zu komiſch."

Und während der Zug weiter dampfte, ſtreckte ſie ſich aus und ſchloß anſcheinend die Augen. Aber ſie ſchlief nicht und ſah zwiſchen den Wimpern hin nach dem geliebten Manne hinüber.

* * *

In der damals noch einreihigen Landgrafenstraße hatte Käthe's Mama mittlerweile die Wohnung eingerichtet und als zu Beginn des Oktobers das junge Paar in Berlin wieder eintraf, war es entzückt von dem Komfort, den es vorfand. In den beiden Frontzimmern, die jedes einen Kamin hatten, war geheizt, aber Thür und Fenster standen auf, denn es war eine milde Herbstluft und das Feuer brannte nur des Anblicks und des Luftzuges halber. Das Schönste aber war der große Balkon mit seinem weit herunter fallenden Zeltdach, unter dem hinweg man in gerader Richtung ins Freie sah, erst über das Birkenwäldchen und den Zoologischen Garten fort und dahinter bis an die Nordspitze des Grunewalds.

Käthe freute sich, unter Händeklatschen, dieser prächtig freien Aussicht, umarmte die Mama, küßte Botho und wies dann plötzlich nach links hin, wo zwischen vereinzelten Pappeln und Weiden ein Schindelthurm sichtbar wurde. „Sieh, Botho, wie komisch. Er ist ja wie dreimal eingeknickt. Und das Dorf daneben. Wie heißt es?

„Ich glaube Wilmersdorf," stotterte Botho.

„Nun gut, Wilmersdorf. Aber was heißt das ich glaube. Du wirst doch wissen, wie die Dörfer hier herum heißen. Sieh nur, Mama,

macht er nicht ein Geſicht, als ob er uns ein Staatsgeheimniß verrathen hätte? Nichts komiſcher als dieſe Männer.“

Und damit verließ man den Balkon wieder, um in dem dahinter gelegenen Zimmer das erſte Mittagsmahl en famille einzunehmen: nur die Mama, das junge Paar und Serge, der als einziger Gaſt geladen war.

* * *

Rienäcker's Wohnung lag keine tauſend Schritt von dem Hauſe der Frau Nimptſch. Aber Lene wußte nichts davon und nahm ihren Weg oft durch die Landgrafenſtraße, was ſie vermieden haben würde, wenn ſie von dieſer Nachbarſchaft auch nur eine Ahnung gehabt hätte.

Doch es kount' ihr nicht lange ein Geheimniß bleiben.

Es ging ſchon in die dritte Oktoberwoche, trotzdem war es noch wie im Sommer und die Sonne ſchien ſo warm, daß man den ſchärferen Luftton kaum empfand.

„Ich muß heut in die Stadt, Mutter,“ ſagte Lene. „Goldſtein hat mir geſchrieben. Er will mit mir über ein Muſter ſprechen, das in die Wäſche der Waldeck'ſchen Prinzeſſin eingeſtickt werden ſoll. Und wenn ich erſt in der Stadt

bin, will ich auch die Frau Demuth in der alten Jakobſtraße beſuchen. Man kommt ſonſt ganz von aller Menſchheit los. Aber um Mittag bin ich wieder hier. Ich werd' es Frau Dörr ſagen, daß ſie nach Dir ſieht."

„Laß nur, Lene, laß nur. Ich bin am liebſten allein. Und die Dörr, ſie red't ſo viel un immer von ihrem Mann. Und ich habe ja mein Feuer. Und wenn der Stieglitz piept, das is mir genug. Aber wenn Du mir eine Tüte mitbringſt, ich habe jetzt immer ſolch Kratzen und Malzbonbon löſt ſo .."

„Schön Mutter."

Und damit hatte Lene die kleine ſtille Wohnung verlaſſen und war erſt die Kurfürſten- und dann die lange Potsdamer Straße hinunter gegangen, auf den Spittelmarkt zu, wo die Gebrüder Goldſtein ihr Geſchäft hatten. Alles verlief nach Wunſch und es war nahezu Mittag, als ſie, heimkehrend, diesmal anſtatt der Kurfürſten- lieber die Lützowſtraße paſſirte. Die Sonne that ihr wohl und das Treiben auf dem Magdeburger Platze, wo gerade Wochenmarkt war und alles eben wieder zum Aufbruch rüſtete, vergnügte ſie ſo, daß ſie ſtehen blieb und ſich das bunte Durcheinander mit anſah. Sie war wie benommen

davon und wurd' erſt aufgerüttelt, als die Feuerwehr mit ungeheurem Lärm an ihr vorbeiraſſelte.

Lene horchte, bis das Gebimmel und Geklingel in der Ferne verhallt war, dann aber ſah ſie links hinunter nach der Thurmuhr der Zwölf-Apoſtelkirche. „Gerade Zwölf," ſagte ſie. „Nun iſt es Zeit, daß ich mich eile; ſie wird immer unruhig, wenn ich ſpäter komme als ſie denkt." Und ſo ging ſie weiter die Lützowſtraße hinunter auf den gleichnamigen Platz zu. Aber mit einem Male hielt ſie und wußte nicht wohin, denn auf ganz kurze Entfernung erkannte ſie Botho, der, mit einer jungen, ſchönen Dame am Arm, grad' auf ſie zukam. Die junge Dame ſprach lebhaft und anſcheinend lauter heitre Dinge, denn Botho lachte beſtändig, während er zu ihr niederblickte. Dieſem Umſtande verdankte ſie's auch, daß ſie nicht ſchon lange bemerkt worden war, und raſch entſchloſſen, eine Begegnung mit ihm um jeden Preis zu vermeiden, wandte ſie ſich, vom Trottoir her, nach rechts hin und trat an das zunächſt befindliche große Schaufenſter heran, vor dem, muthmaßlich als Deckel für eine hier befindliche Kelleröffnung, eine viereckige geriffelte Eiſenplatte lag. Das Schaufenſter ſelbſt war das eines gewöhnlichen Materialwaarenladens, mit dem üblichen

Aufbau von Stearinlichten und Mixedpickles-Flaſchen, nichts Beſonders, aber Lene ſtarrte darauf hin, als ob ſie dergleichen noch nie geſehen habe. Und wahrlich, Zeit war es, denn in eben dieſem Augenblicke ſtreifte das junge Paar hart an ihr vorüber und kein Wort entging ihr von dem Geſpräche, das zwiſchen Beiden geführt wurde.

„Käthe, nicht ſo laut," ſagte Botho, „die Leute ſehen uns ſchon an."

„Laß ſie ..."

„Sie denken am Ende, wir zanken uns ..."

„Unter Lachen? Zanken unter Lachen?"

Und ſie lachte wieder.

Lene fühlte das Zittern der dünnen Eiſenplatte, darauf ſie ſtand. Ein wagerecht liegender Meſſingſtab zog ſich zum Schutze der großen Glasſcheibe vor dem Schaufenſter hin und einen Augenblick war es ihr, als ob ſie, wie zu Beiſtand und Hilfe, nach dem Meſſingſtab greifen müſſe, ſie hielt ſich aber aufrecht und erſt als ſie ſicher ſein durfte, daß Beide weit genug fort waren, wandte ſie ſich wieder, um ihren Weg fortzuſetzen. Sie tappte ſich vorſichtig an den Häuſern hin und eine kurze Strecke ging es. Aber bald war ihr doch, als ob ihr die Sinne

ſchwänden, und kaum, daß ſie die nächſte nach dem Kanal hin abzweigende Querſtraße erreicht hatte, ſo bog ſie hier ein und trat in einen Vorgarten, deſſen Gitterthür offen ſtand. Nur mit Mühe noch ſchleppte ſie ſich bis an eine kleine zu Veranda und Hochparterre hinauf führende Freitreppe, wenige Stufen, und ſetzte ſich, einer Ohnmacht nah, auf eine derſelben.

Als ſie wieder erwachte, ſah ſie, daß ein halbwachſenes Mädchen, ein Grabſcheit in der Hand, mit dem ſie kleine Beete gegraben hatte, neben ihr ſtand und ſie theilnahmvoll anblickte, während, von der Verandabrüſtung aus, eine alte Kindermuhme ſie mit kaum geringerer Neugier muſterte. Niemand war augenſcheinlich zu Haus als das Kind und die Dienerin und Lene dankte beiden und erhob ſich und ſchritt wieder auf die Pforte zu. Das halbwachſene Mädchen aber ſah ihr traurig verwundert nach und es war faſt, wie wenn in dem Kinderherzen eine ernſte Vorſtellung von dem Leid des Lebens gedämmert hätte.

Lene war inzwiſchen, den Fahrdamm paſſirend, bis an den Kanal gekommen und ging jetzt unten an der Böſchung entlang, wo ſie ſicher ſein durfte, Niemandem zu begegnen. Von den Kähnen her blaffte dann und wann ein Spitz und ein dünner

Rauch, weil Mittag war, ſtieg aus den kleinen Kajütenſchornſteinen auf. Aber ſie ſah und hörte nichts oder war wenigſtens ohne Bewußtſein deſſen, was um ſie her vorging, und erſt als jenſeits des Zoologiſchen die Häuſer am Kanal hin aufhörten und die große Schleuſe mit ihrem drüberweg-ſchäumenden Waſſer ſichtbar wurde, blieb ſie ſtehn und rang nach Luft. „Ach, wer weinen könnte.“ Und ſie drückte die Hand gegen Bruſt und Herz.

* * *

Zu Hauſe traf ſie die Mutter an ihrem alten Platz und ſetzte ſich ihr gegenüber, ohne daß ein Wort oder Blick zwiſchen ihnen gewechſelt worden wäre. Mit einem Mal aber ſah die Alte, deren Auge bis dahin immer in derſelben Richtung gegangen war, von ihrem Herdfeuer auf und er-ſchrak, als ſie der Veränderung in Lenens Geſicht gewahr wurde.

„Lene, Kind, was haſt Du? Lene, wie ſiehſt Du nur aus?“ Und ſo ſchwer beweglich ſie ſonſten war, heute machte ſie ſich im Umſehn von ihrer Fußbank los und ſuchte nach dem Krug, um die noch immer wie halbtodt Daſitzende mit Waſſer zu beſprengen. Aber der Krug war leer und ſo humpelte ſie nach dem Flur und vom Flur nach Hof und Garten hinaus, um die gute Frau

Dörr zu rufen, die gerade Goldlack und Jelänger-Jelieber abſchnitt, um Marktſträuße daraus zu binden. Ihr Alter aber ſtand neben ihr und ſagte: „Nimm nich wieder zu viel Strippe.“

Frau Dörr, als ſie das jämmerliche Rufen der alten Frau von fernher hörte, verfärbte ſich und antwortete mit lauter Stimme: „Komme ſchon, Mutter Nimptſch, komme ſchon,“ und alles wegwerfend, was ſie von Blumen und Baſt in der Hand hatte, lief ſie gleich auf das kleine Vorderhaus zu, weil ſie ſich ſagte, daß da was los ſein müſſe.

„Richtig, dacht' ich's doch .... Leneken.“ Und dabei rüttelte und ſchüttelte ſie die nach wie vor leblos Daſitzende, während die Alte langſam nachkam und über den Flur hinſchlurrte.

„Wir müſſen ſie zu Bett bringen,“ rief Frau Dörr und die Nimptſch wollte ſelber mit anfaſſen. Aber ſo war das „wir“ der ſtattlichen Frau Dörr nicht gemeint geweſen. „Ich mache ſo was allein, Mutter Nimptſch,“ und Lenen in ihre Arme nehmend, trug ſie ſie nebenan in die Kammer und deckte ſie hier zu.

„So, Mutter Nimptſch. Nu 'ne heiße Stürze. Das kenn' ich, das kommt von's Blut. Erſt 'ne Stürze un denn'n Ziegelſtein an die Fußſohlen;

aber grad untern Spann, da ſitzt das Leben .... Wovon is es denn eigentlich? Is gewiß 'ne Altration."

„Weiß nich. Sie hat nichts geſagt. Aber ich denke mir, daß ſie'n vielleicht geſehn hat."

„Richtig. Das is es. Das kenn' ich .... Aber nu die Fenſter zu un 'runter mit's Rollo .... Manche ſind für Kampfer und Hoffmannstropfen, aber Kampfer ſchwächt ſo und is eigentlich blos für Motten. Nein, liebe Nimptſchen, was 'ne Natur is un noch dazu ſolche junge, die muß ſich immer ſelber helfen un darum bin ich für ſchwitzen. Aber orntlich. Un wovon kommt es? Von die Männer kommt es. Un doch hat man ſie nöthig un braucht ſie .... Na, ſie kriegt ja ſchon wieder Farbe."

„Woll'n wir nich lieber nach'n Doktor ſchicken?"

„I, Jott bewahre. Die kutſchiren jetzt 'rum un eh' einer kommt, is ſie ſchon dreimal dod und lebendig."

Siebzehntes Kapitel.

Drittehalb Jahre waren seit jener Begegnung vergangen, während welcher Zeit sich manches in unserem Bekannten- und Freundeskreise verändert hatte, nur nicht in dem in der Landgrafenstraße.

Hier herrschte dieselbe gute Laune weiter, der Frohmuth der Flitterwochen war geblieben, und Käthe lachte nach wie vor. Was andere junge Frauen vielleicht betrübt hätte: daß das Paar einfach ein Paar blieb, wurde von Käthe keinen Augenblick schmerzlich empfunden. Sie lebte so gern und fand an Putz und Plaudern, an Reiten und Fahren ein so volles Genüge, daß sie vor einer Veränderung ihrer Häuslichkeit eher erschrak, als sie herbeiwünschte. Der Sinn für Familie, geschweige die Sehnsucht danach, war ihr noch nicht aufgegangen und als die Mama

brieflich eine Bemerkung über dieſe Dinge machte, ſchrieb Käthe ziemlich ketzeriſch zurück: „Sorge Dich nicht, Mama. Botho's Bruder hat ſich ja nun ebenfalls verlobt, in einem halben Jahr iſt Hochzeit und ich überlaſſ' es gern meiner zukünftigen Schwägerin, ſich die Fortdauer des Hauſes Rienäcker angelegen ſein zu laſſen."

Botho ſah es anders an, aber auch ſein Glück wurde durch das, was fehlte, nicht ſonderlich getrübt, und wenn ihn trotzdem von Zeit zu Zeit eine Mißſtimmung anwandelte, ſo war es, wie ſchon damals auf ſeiner Dresdener Hochzeitsreiſe, vorwiegend darüber, daß mit Käthe wohl ein leidlich vernünftiges, aber durchaus kein ernſtes Wort zu reden war. Sie war unterhaltlich und konnte ſich mitunter bis zu glücklichen Einfällen ſteigern, aber auch das Beſte, was ſie ſagte, war oberflächlich und „ſpielrig", als ob ſie der Fähigkeit entbehrt hätte, zwiſchen wichtigen und unwichtigen Dingen zu unterſcheiden. Und was das Schlimmſte war, ſie betrachtete das alles als einen Vorzug, wußte ſich was damit und dachte nicht daran, es abzulegen. „Aber, Käthe, Käthe," rief Botho dann wohl und ließ in dieſem Zuruf etwas von Mißbilligung mit durchklingen, ihr glückliches Naturell aber wußt' ihn immer wieder zu ent-

waffnen, ja, ſo ſehr, daß er ſich mit dem Anſpruch, den er erhob, faſt pedantiſch vorkam.

Lene mit ihrer Einfachheit, Wahrheit und Unredensartlichkeit ſtand ihm öfters vor der Seele, ſchwand aber ebenſo raſch wieder hin und nur wenn Zufälligkeiten einen ganz beſtimmten Vorfall in aller Lebendigkeit wieder in ihm wachriefen, kam ihm mit dieſer größeren Lebendigkeit des Bildes auch wohl ein ſtärkeres Gefühl und mitunter ſelbſt eine Verlegenheit.

Eine ſolche Zufälligkeit ereignete ſich gleich im erſten Sommer, als das junge Paar, von einem Diner bei Graf Alten zurückgekehrt, auf dem Balkon ſaß und ſeinen Thee nahm. Käthe lag zurückgelehnt in ihrem Stuhl und ließ ſich aus der Zeitung einen mit Zahlenangaben reichgeſpickten Artikel über Pfarr- und Stolgebühren vorleſen. Eigentlich verſtand ſie wenig davon, um ſo weniger als die vielen Zahlen ſie ſtörten, aber ſie hörte doch ziemlich aufmerkſam zu, weil alle märkiſchen Frölens ihre halbe Jugend „bei Predigers“ zubringen und ſo den Pfarrhausintereſſen ihre Theilnahme bewahren. So war es auch heut. Endlich brach der Abend herein und im ſelben Augenblicke wo's dunkelte, begann drüben im „Zoologiſchen“ das Konzert

und ein entzückender Strauß'ſcher Walzer klang herüber.

„Höre nur, Botho," ſagte Käthe, ſich aufrichtend, während ſie voll Uebermuth hinzuſetzte: „Komm, laß uns tanzen." Und ohne ſeine Zuſtimmung abzuwarten, zog ſie ihn aus ſeinem Stuhl in die Höh' und walzte mit ihm in das große Balkonzimmer hinein und in dieſem noch ein paar Mal herum. Dann gab ſie ihm einen Kuß und ſagte, während ſie ſich an ihn ſchmiegte: „Weißt Du, Botho, ſo wundervoll hab' ich noch nie getanzt, auch nicht auf meinem erſten Ball, den ich noch bei der Zülow mitmachte, ja, daß ich's nur geſtehe, noch eh ich eingeſegnet war. Onkel Oſten nahm mich auf ſeine Verantwortung mit und die Mama weiß es bis dieſen Tag nicht. Aber ſelbſt da war es nicht ſo ſchön wie heut. Und doch iſt die verbotene Frucht die ſchönſte. Nicht wahr? Aber Du ſagſt ja nichts, Du biſt ja verlegen, Botho. Sieh' ſo ertapp' ich Dich 'mal wieder."

Er wollte ſo gut es ging etwas ſagen, aber ſie ließ ihn nicht dazu kommen. „Ich glaube wirklich, Botho, meine Schweſter Ine hat es Dir angethan und Du darfſt mich nicht damit tröſten wollen, ſie ſei noch ein halber Backfiſch oder nicht

weit darüber hinaus. Das ſind immer die gefährlichſten. Iſt es nicht ſo? Nun ich will nichts geſehen haben und ich gönn' es ihr und Dir. Aber auf alte, ganz alte Geſchichten bin ich eiferſüchtig, viel, viel eiferſüchtiger als auf neue."

„Sonderbar," ſagte Botho und verſuchte zu lachen.

„Und doch am Ende nicht ſo ſonderbar wie's ausſieht," fuhr Käthe fort. „Sieh, neue Geſchichten hat man doch immer halb unter Augen und es muß ſchon ſchlimm kommen und ein wirklicher Meiſter-Verräther ſein, wenn man gar nichts merken und ſo reinweg betrogen werden ſoll. Aber alte Geſchichten, da hört alle Kontrolle auf, da kann es tauſend und drei geben und man weiß es kaum."

„Und was man nicht weiß ...."

„Kann einen doch heiß machen. Aber laſſen wir's und lies mir lieber weiter aus Deiner Zeitung vor. Ich habe beſtändig an unſere Kluckhuhns denken müſſen und die gute Frau verſteht es nicht. Und der Aelteſte ſoll jetzt gerade ſtudiren."

* * *

Solche Geſchichten ereigneten ſich häufiger und beſchworen in Botho's Seele mit den alten Zeiten auch Lenens Bild herauf, aber ſie ſelbſt

ſah er nicht, was ihm auffiel, weil er ja wußte, daß ſie halbe Nachbarn waren.

Es fiel ihm auf und wär' ihm doch leicht erklärlich geweſen, wenn er rechtzeitig in Erfahrung gebracht hätte, daß Frau Nimptſch und Lene gar nicht mehr an alter Stelle zu finden ſeien. Und doch war es ſo. Von dem Tag an, wo Lene dem jungen Paar in der Lützowſtraße begegnet war, hatte ſie der Alten erklärt, in der Dörr'ſchen Wohnung nicht mehr bleiben zu können, und als Mutter Nimptſch, die ſonſt nie widerſprach, den Kopf geſchüttelt und geweimert und in einem fort auf den Herd hingewieſen hatte, hatte Lene geſagt: „Mutter, Du kennſt mich doch. Ich werde Dir doch Deinen Herd und Dein Feuer nicht nehmen; Du ſollſt alles wieder haben; ich habe das Geld dazu geſpart und wenn ich's nicht hätte, ſo wollt' ich arbeiten, bis es beiſammen wär'. Aber hier müſſen wir fort. Ich muß jeden Tag da vorbei, das halt' ich nicht aus, Mutter. Ich gönn' ihm ſein Glück, ja mehr noch, ich freue mich, daß er's hat. Gott iſt mein Zeuge, denn er war ein guter, lieber Menſch und hat mir zu Liebe gelebt und kein Hochmuth und keine Haberei. Und daß ich's rund heraus ſage, trotzdem ich die feinen Herren nicht leiden kann, ein richtiger

Edelmann, ſo recht einer, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Ja, mein einziger Botho, Du ſollſt glücklich ſein, ſo glücklich wie Du's verdienſt. Aber ich kann es nicht ſehn, Mutter, ich muß weg hier, denn ſo wie ich zehn Schritte gehe, denk' ich, er ſteht vor mir. Und da bin ich in einem ewigen Zittern. Nein, nein, das geht nicht. Aber Deine Herdſtelle ſollſt Du haben. Das verſprech' ich Dir, ich, Deine Lene."

Nach dieſem Geſpräche war ſeitens der Alten aller Widerſtand aufgegeben worden und auch Frau Dörr hatte geſagt: „Verſteht ſich, ihr müßt ausziehen. Und dem alten Geizkragen, dem Dörr, dem gönn' ich's. Immer hat er mir was vorgebrummt, daß ihr zu billig einſäß't und daß nich die Steuer un die Repratur dabei 'raus käme. Nu mag er ſich freuen, wenn ihm alles leer ſteht. Und ſo wird's kommen. Denn wer zieht denn in ſolchen Puppenkaſten, wo jeder Kater ins Fenſter kuckt un kein Gas nich un keine Waſſerleitung. J, verſteht ſich; ihr habt ja vierteljährliche Kündigung und Oſtern könnt ihr 'raus, da helfen ihm keine Sperenzchen. Und ich freue mich ordentlich; ja, Lene, ſo ſchlecht bin ich. Aber ich muß auch gleich für meine Schadenfreude bezahlen. Denn wenn Du weg biſt, Kind,

und die gute Frau Nimptſch mit ihrem Feuer und ihrem Theekeſſel und immer kochend Waſſer, ja, Lene, was hab' ich denn noch? Doch blos ihn un Sultan und den dummen Jungen, der immer dummer wird. Un ſonſt keinen Menſchen nich. Un wenn's denn kalt wird und Schnee fällt, is es mitunter zum kattol'ſch werden vor lauter Stillſitzen und Einſamkeit."

Das waren ſo die erſten Verhandlungen geweſen, als der Umzugsplan in Lene feſtſtand, und als Oſtern herankam, war wirklich ein Möbelwagen vorgefahren, um aufzuladen, was an Habſeligkeiten da war. Der alte Dörr hatte ſich bis zuletzt überraſchend gut benommen und nach erfolgtem feierlichen Abſchiede war Frau Nimptſch in eine Droſchke gepackt und mit ihrem Eichkätzchen und Stieglitz bis an das Luiſen-Ufer gefahren worden, wo Lene, drei Treppen hoch, eine kleine Prachtwohnung gemiethet und nicht nur ein paar neue Möbeln angeſchafft, ſondern, in Erinnerung an ihr Verſprechen, vor allem auch für einen an den großen Vorderzimmer-Ofen angebauten Kamin geſorgt hatte. Seitens des Wirths waren anfänglich allerlei Schwierigkeiten gemacht worden, „weil ſolch Vorbau den Ofen ruinire." Lene hatte jedoch unter Angabe der

Gründe darauf beſtanden, was dem Wirth, einem alten braven Tiſchlermeiſter, dem ſo was gefiel, einen großen Eindruck gemacht und ihn zum Nachgeben beſtimmt hatte.

Beide wohnten nun ziemlich ebenſo, wie ſie vordem im Dörr'ſchen Gartenhauſe gewohnt hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie jetzt drei Treppen hoch ſaßen und ſtatt auf die phantaſtiſchen Thürme des Elephantenhauſes auf die hübſche Kuppel der Michaelskirche ſahen. Ja, der Blick, deſſen ſie ſich erfreuten, war entzückend und ſo ſchön und frei, daß er ſelbſt auf die Lebensgewohnheiten der alten Nimptſch einen Einfluß gewann und ſie beſtimmte, nicht mehr blos auf der Fußbank am Feuer, ſondern, wenn die Sonne ſchien, auch am offenen Fenſter zu ſitzen, wo Lene für einen Tritt geſorgt hatte. Das alles that der alten Frau Nimptſch ungemein wohl und half ihr auch geſundheitlich auf, ſo daß ſie, ſeit dem Wohnungswechſel, weniger an Reißen litt als draußen in dem Dörr'ſchen Gartenhauſe, das, ſo poetiſch es lag, nicht viel beſſer als ein Keller geweſen war.

Im Uebrigen verging keine Woche, wo nicht, trotz des endlos weiten Weges, Frau Dörr vom „Zoologiſchen" her am Luiſen-Ufer erſchienen wäre, blos „um zu ſehen, wie's ſtehe." Sie

ſprach dann, nach Art aller Berliner Ehefrauen, ausſchließlich von ihrem Manne, dabei regelmäßig einen Ton anſchlagend, als ob die Verheirathung mit ihm eine der ſchwerſten Mesalliancen und eigentlich etwas halb Unerklärliches geweſen wäre. In Wahrheit aber ſtand es ſo, daß ſie ſich nicht nur äußerſt behaglich und zufrieden fühlte, ſondern ſich auch freute, daß Dörr gerade ſo war wie er war. Denn ſie hatte nur Vortheile davon, einmal den, beſtändig reicher zu werden, und nebenher den zweiten, ihr ebenſo wichtigen, ohne jede Gefahr vor Aenderung und Vermögens-Einbuße ſich unausgeſetzt über den alten Geizkragen erheben und ihm Vorhaltungen über ſeine niedrige Geſinnung machen zu können. Ja, Dörr war das Hauptthema bei dieſen Geſprächen und Lene, wenn ſie nicht bei Goldſtein's oder ſonſt wo in der Stadt war, lachte jedesmal herzlich mit und um ſo herzlicher, als ſie ſich, ebenſo wie die Nimptſch, ſeit dem Umzuge ſichtlich erholt hatte. Das Einrichten, Anſchaffen und Inſtandſetzen hatte ſie, wie ſich denken läßt, von Anfang an von ihren Betrachtungen abgezogen und was noch wichtiger und für ihre Geſundheit und Erholung erſt recht von Vortheil geweſen war, war das, daß ſie nun keine Furcht mehr vor einer Be-

gegnung mit Botho zu haben brauchte. Wer kam nach dem Luiſen-Ufer? Botho gewiß nicht. All das vereinigte ſich, ſie vergleichsweiſe wieder friſch und munter erſcheinen zu laſſen, und nur Eines war geblieben, das auch äußerlich an zurückliegende Kämpfe gemahnte: mitten durch ihr Scheitelhaar zog ſich eine weiße Strähne. Mutter Nimptſch hatte kein Auge dafür oder machte nicht viel davon, die Dörr aber, die nach ihrer Art mit der Mode ging und vor allem ungemein ſtolz auf ihren ächten Zopf war, ſah die weiße Strähne gleich und ſagte zu Lene: „Jott, Lene. Un grade links. Aber natürlich ... da ſitzt es ja ... links muß es ja ſein.“

Es war bald nach dem Umzuge, daß dies Geſpräch geführt wurde. Sonſt geſchah im Allgemeinen weder Botho's noch der alten Zeiten Erwähnung, was einfach darin ſeinen Grund hatte, daß Lene, wenn die Plauderei ſpeziell dieſem Thema ſich zuwandte, jedesmal raſch abbrach oder auch wohl aus dem Zimmer ging. Das hatte ſich die Dörr, als es mal auf mal wiederkehrte, gemerkt und ſo ſchwieg ſie denn über Dinge, von denen man ganz erſichtlich weder reden noch hören wollte. So ging es ein Jahr lang und als das Jahr um war, war noch ein anderer Grund da,

der es nicht räthlich erſcheinen ließ, auf die alten Geſchichten zurück zu kommen. Nebenan nämlich war, Wand an Wand mit der Nimptſch, ein Miether eingezogen, der, von Anfang an auf gute Nachbarſchaft haltend, bald noch mehr als ein guter Nachbar zu werden verſprach. Er kam jeden Abend und plauderte, ſo daß es mitunter an die Zeiten erinnerte, wo Dörr auf ſeinem Schemel geſeſſen und ſeine Pfeife geraucht hatte, nur daß der neue Nachbar in vielen Stücken doch anders war: ein ordentlicher und gebildeter Mann, von nicht gerade feinen, aber ſehr anſtändigen Manieren, dabei guter Unterhalter, der, wenn Lene mit zugegen war, von allerlei ſtädtiſchen Angelegenheiten, von Schulen, Gasanſtalten und Kanaliſation und mitunter auch von ſeinen Reiſen zu ſprechen wußte. Traf es ſich, daß er mit der Alten allein war, ſo verdroß ihn auch das nicht, und er ſpielte dann Tod und Leben mit ihr oder Dambrett oder half ihr auch wohl eine Patience legen, trotzdem er eigentlich alle Karten verabſcheute. Denn er war ein Konventikler und hatte, nachdem er erſt bei den Menoniten und dann ſpäter bei den Irvingianern eine Rolle geſpielt hatte, neuerdings eine ſelbſtändige Sekte geſtiftet.

Wie ſich denken läßt, erregte dies alles die

höchſte Neugier der Frau Dörr, die denn auch nicht müde wurde, Fragen zu ſtellen und Anſpielungen zu machen, aber immer nur, wenn Lene wirthſchaftlich zu thun oder in der Stadt allerlei Beſorgungen hatte. „Sagen Sie, liebe Frau Nimptſch, was is er denn eigentlich? Ich habe nachgeſchlagen, aber er ſteht noch nich drin; Dörr hat blos immer den vorjährigen. Franke heißt er?"

„Ja, Franke."

„Franke. Da war mal einer in der Ohmgaſſe, Großböttchermeiſter, und hatte blos ein Auge; das heißt, das andere war auch noch da, man blos ganz weiß und ſah eigentlich aus wie'ne Fiſchblaſe. Un wovon war es? Ein Reifen, als er ihn umlegen wollte, war abgeſprungen und mit der Spitze grad' ins Auge. Davon war es. Ob er von da herſtammt?"

„Nein, Frau Dörr, er is gar nich von hier. Er is aus Bremen."

„Ach ſo. Na denn is es ja ganz natürlich."

Frau Nimptſch nickte zuſtimmend, ohne ſich über dieſe Natürlichkeitsverſicherung weiter aufklären zu laſſen, und fuhr ihrerſeits fort: „Un von Bremen bis Amerika dauert blos vierzehn Tage. Da ging er hin. Un er war ſo was wie Klempner

oder Schloſſer oder Maſchinenarbeiter, aber als er ſah, daß es nich ging, wurd er Doktor und zog 'rum mit lauter kleine Flaſchen und ſoll auch gepredigt haben. Und weil er ſo gut predigte, wurd' er angeſtellt bei... Ja, nun hab' ich es wieder vergeſſen. Aber es ſollen lauter ſehr fromme Leute ſein und auch ſehr anſtändige."

„Herr Du meine Güte," ſagte Frau Dörr. „Er wird doch nich.... Jott, wie heißen ſie doch, die ſo viele Frauen haben, immer gleich ſechs oder ſieben und manche noch mehre.... Ich weiß nich was ſie mit ſo viele machen."

Es war ein Thema, wie geſchaffen für Frau Dörr. Aber die Nimptſch beruhigte die Freundin und ſagte: „Nein, liebe Dörr, es is doch anders. Ich hab' erſt auch ſo was gedacht, aber da hat er gelacht und geſagt: „I bewahre, Frau Nimptſch. Ich bin Junggeſell. Und wenn ich mich verheirathe, da denk' ich mir, eine iſt grade genug."

„Na, da fällt mir ein Stein vom Herzen," ſagte die Dörr. „Und wie kam es denn nachher?" Ich meine drüben in Amerika."

„Nu, nachher kam es ganz gut und dauerte gar nich lange, ſo war ihm geholfen. Denn was die Frommen ſind, die helfen ſich immer untereinander. Und hatte wieder Kundſchaft gekriegt

und auch ſein altes Metier wieder. Und das hat er noch und is in einer großen Fabrik hier in der Köpnicker Straße, wo ſie kleine Röhren machen und Brenner und Hähne und alles, was ſie für den Gas brauchen. Und er iſt da der Oberſte, ſo wie Zimmer- oder Mauerpolier un hat wohl hundert unter ſich. Un is ein ſehr reputierlicher Mann mit Zylinder un ſchwarze Handſchuh. Un hat auch ein gutes Gehalt."

„Un Lene?"

„Nu, Lene, die nähm' ihn ſchon. Und warum auch nich? Aber ſie kann ja den Mund nich halten und wenn er kommt und ihr was ſagt, dann wird ſie ihm alles erzählen, all die alten Geſchichten, erſt die mit Kuhlwein (un is doch nu ſchon ſo lang, als wär's eigentlich gar nich geweſen) und denn die mit dem Baron. Und Franke, müſſen Sie wiſſen, iſt ein feiner un anſtändiger Mann, un eigentlich ſchon ein Herr."

„Wir müſſen es ihr ausreden. Er braucht ja nich alles zu wiſſen; wozu denn? wir wiſſen ja auch nich alles."

„Woll, woll. Aber die Lene ...."

Achtzehntes Kapitel.

Nun war Juni 78. Frau von Rienäcker und Frau von Sellenthin waren den Mai über auf Beſuch bei dem jungen Paar geweſen und Mutter und Schwiegermutter, die ſich mit jedem Tage mehr einredeten, ihre Käthe blaſſer, blutloſer und matter als ſonſt vorgefunden zu haben, hatten, wie ſich denken läßt, nicht aufgehört, auf einen Spezialarzt zu dringen, mit deſſen Hilfe, nach beiläufig ſehr koſtſpieligen gynäkologiſchen Unterſuchungen, eine vierwöchentliche Schlangenbader Kur als vorläufig unerläßlich feſtgeſetzt worden war. Schwalbach könne dann folgen. Käthe hatte gelacht und nichts davon wiſſen wollen, am wenigſten von Schlangenbad, „es ſei ſo 'was Unheimliches in dem Namen und ſie fühle ſchon die Viper an der Bruſt," aber ſchließlich hatte ſie nachgegeben und in den nun be-

ginnenden Reiſevorbereitungen eine Befriedigung gefunden, die größer war als die, die ſie ſich von der Kur verſprach. Sie fuhr täglich in die Stadt, um Einkäufe zu machen, und wurde nicht müde zu verſichern, wie ſie jetzt erſt das ſo hoch in Gunſt und Geltung ſtehende „shopping“ der engliſchen Damen begreifen lerne: ſo von Laden zu Laden zu wandern und immer hübſche Sachen und höfliche Menſchen zu finden, das ſei doch wirklich ein Vergnügen und lehrreich dazu, weil man ſo vieles ſehe, was man gar nicht kenne, ja, wovon man bis dahin nicht einmal den Namen gehört hätte. Botho nahm in der Regel an dieſen Gängen und Ausfahrten Theil und ehe die letzte Juniwoche heran war, war die halbe Rienäcker'ſche Wohnung in eine kleine Ausſtellung von Reiſeeffekten umgewandelt: ein Rieſenkoffer mit Meſſingbeſchlag, den Botho, nicht ganz mit Unrecht, den Sarg ſeines Vermögens nannte, leitete den Reigen ein, dann kamen zwei kleinere von Juchtenleder, ſammt Taſchen, Decken und Kiſſen und über das Sopha hin ausgebreitet lag die Reiſegarderobe mit einem Staubmantel obenan und einem Paar wundervoller dickſohliger Schnürſtiefel, als ob es ſich um irgend eine Gletſcherpartie gehandelt hätte.

Den 24. Juni, Johannistag, ſollte die Reiſe beginnen, aber am Tage vorher wollte Käthe den cercle intime noch einmal um ſich verſammeln und ſo waren denn Wedell und ein junger Oſten und ſelbſtverſtändlich auch Pitt und Serge zu verhältnißmäßig früher Stunde geladen worden. Dazu Käthe's beſonderer Liebling Balafré, der, bei Mars la Tour, damals noch als „Halberſtädter", die große Attacke mitgeritten und wegen eines wahren Prachthiebes ſchräg über Stirn und Backe ſeinen Beinamen erhalten hatte.

Käthe ſaß zwiſchen Wedell und Balafré und ſah nicht aus, als ob ſie Schlangenbads oder irgend einer Badekur der Welt beſonders bedürftig ſei, ſie hatte Farbe, lachte, that hundert Fragen und begnügte ſich, wenn der Gefragte zu ſprechen anhob, mit einem Minimum von Antwort. Eigentlich führte ſie das Wort und keiner nahm Anſtoß daran, weil ſie die Kunſt des gefälligen Nichtsſagens mit einer wahren Meiſterſchaft übte. Balafré fragte, wie ſie ſich ihr Leben in den Kurtagen denke? Schlangenbad ſei nicht blos wegen ſeiner Heilwunder, ſondern viel viel mehr noch wegen ſeiner Langenweile berühmt und vier Wochen Bade-Langeweile ſeien ſelbſt unter den günſtigſten Kurverhältniſſen etwas viel.

„O, lieber Balafré," ſagte Käthe, „Sie dürfen mich nicht ängſtigen und würden es auch nicht, wenn Sie wüßten, wie viel Botho für mich gethan hat. Er hat mir nämlich acht Bände Novellen als freilich unterſte Schicht in den Koffer gelegt und damit ſich meine Phantaſie nicht kurwidrig erhitze, hat er gleich noch ein Buch über künſtliche Fiſchzucht mitzugethan."

Balafré lachte.

„Ja, Sie lachen, lieber Freund, und wiſſen doch erſt die kleinere Hälfte, die Haupthälfte (Botho thut nämlich nichts ohne Grund und Urſache) iſt ſeine Motivirung. Es war natürlich blos Scherz, was ich da vorhin von meiner mit Hilfe der Fiſchzuchtsbroſchüre nicht zu ſchädigenden Phantaſie ſagte, das Ernſte von der Sache lief darauf hinaus, ich müſſe dergleichen, die Broſchüre nämlich, endlich leſen und zwar aus Lokalpatriotismus, denn die Neumark, unſere gemeinſame glückliche Heimath, ſei ſeit Jahr und Tag ſchon die Brut- und Geburtsſtätte der künſtlichen Fiſchzucht und wenn ich von dieſem nationalökonomiſch ſo wichtigen neuen Ernährungsfaktor nichts wüßte, ſo dürft' ich mich jenſeits der Oder im Landsbergerkreiſe gar nicht mehr ſehen laſſen, am allerwenigſten aber in Berneuchen, bei meinem Vetter Borne."

Botho wollte das Wort nehmen, aber sie schnitt es ihm ab und fuhr fort: „Ich weiß, was Du sagen willst und daß es wenigstens mit den acht Novellen nur so für alle Fälle sei. Gewiß, gewiß, Du bist immer so schrecklich vorsichtig. Aber ich denke, „alle Fälle" sollen gar nicht kommen. Ich hatte nämlich gestern noch einen Brief von meiner Schwester Ine, die mir schrieb, Anna Grävenitz sei seit acht Tagen auch da. Sie kennen Sie ja, Wedell, eine geborene Rohr, charmante Blondine, mit der ich bei der alten Zülow in Pension und sogar in derselben Klasse war. Und ich entsinne mich noch, wie wir unsern vergötterten Felix Bachmann gemeinschaftlich anschwärmten und sogar Verse machten, bis die gute alte Zülow sagte, sie verbäte sich solchen Unsinn. Und Elly Winterfeld, wie mir Ine schreibt, käme wahrscheinlich auch. Und nun sag' ich mir, in Gesellschaft von zwei reizenden jungen Frauen — und ich als Dritte, wenn auch mit den beiden andern gar nicht zu vergleichen — in so guter Gesellschaft, sag' ich, muß man doch am Ende leben können. Nicht wahr, lieber Balafré?"

Dieser verneigte sich unter einem grotesken Mienenspiel, das in allem, nur nicht hinsichtlich eines von ihr selbst versicherten Zurückstehens

gegen irgend wen ſonſt in der Welt, ſeine Zuſtimmung ausdrücken ſollte, nahm aber nichts deſto weniger ſein urſprüngliches Examen wieder auf und ſagte: „Wenn ich Details hören könnte, meine Gnädigſte! Das Einzelne, ſo zu ſagen, die Minute, beſtimmt unſer Glück und Unglück. Und der Tag hat der Minuten ſo viele.“

„Nun, ich denk' es mir ſo. Jeden Morgen Briefe. Dann Promenaden-Konzert und Spaziergang mit den zwei Damen, am liebſten in einer verſchwiegenen Allee. Da ſetzen wir uns dann und leſen uns die Briefe vor, die wir doch hoffentlich erhalten werden, und lachen, wenn er zärtlich ſchreibt und ſagen „ja, ja“. Und dann kommt das Bad und nach dem Bade die Toilette, natürlich mit Sorglichkeit und Liebe, was doch in Schlangenbad nicht ununterhaltlicher ſein kann als in Berlin. Eher das Gegentheil. Und dann gehen wir zu Tiſch und haben einen alten General zur Rechten und einen reichen Induſtriellen zur Linken und für Induſtrielle hab' ich von Jugend an eine Paſſion gehabt. Eine Paſſion, deren ich mich recht ſchäme. Denn entweder haben ſie neue Panzerplatten erfunden oder unterſeeiſche Telegraphen gelegt oder einen Tunnel gebohrt oder eine Kletter-Eiſenbahn angelegt. Und dabei, was

ich auch nicht verachte, ſind ſie reich. Und nach Tiſche Leſezimmer und Kaffee bei heruntergelaſſenen Jalouſieen, ſo daß einem die Schatten und Lichter immer auf der Zeitung umhertanzen. Und dann Spaziergang. Und vielleicht, wenn wir Glück haben, haben ſich ſogar ein paar Frankfurter oder Mainzer Kavaliere herüber verirrt und reiten neben dem Wagen her und das muß ich Ihnen ſagen, meine Herren, gegen Huſaren, gleichviel ob roth oder blau, kommen Sie nicht auf und von meinem militäriſchen Standpunkt aus iſt und bleibt es ein entſchiedener Fehler, daß man die Garde-Dragoner verdoppelt, aber die Garde-Huſaren ſo zu ſagen einfach gelaſſen hat. Und noch unbegreiflicher iſt es mir, daß man ſie drüben läßt. So was Apartes gehört in die Hauptſtadt."

Botho, den das enorme Sprechtalent ſeiner Frau zu geniren anfing, ſuchte durch kleine Schraubereien ihrer Schwatzhaftigkeit Einhalt zu thun. Aber ſeine Gäſte waren viel unkritiſcher als er, ja erheiterten ſich mehr denn je über die „reizende kleine Frau" und Balafré, der in Käthebewunderung obenan ſtand, ſagte: „Rienäcker, wenn Sie noch ein Wort gegen Ihre Frau ſagen, ſo ſind Sie des Todes. Meine Gnädigſte, was dieſer Oger von Ehemann nur überhaupt will?

was er nur krittelt? Ich weiß es nicht. Und am Ende muß ich gar glauben, daß er ſich in ſeiner Schwerenkavallerie-Ehre gekränkt fühlt und Pardon wegen der Wortſpielerei lediglich um ſeines Harniſch willen in Harniſch geräth. Rienäcker, ich beſchwöre Sie! Wenn ich ſolche Frau hätte wie Sie, ſo wäre mir jede Laune Befehl, und wenn mich die Gnädigſte zum Huſaren machen wollte, nun ſo würd' ich ſchlankweg Huſar und damit Baſta. Soviel aber weiß ich gewiß und möchte Leben und Ehre darauf verwetten, wenn Seine Majeſtät ſolche beredten Worte hören könnte, ſo hätten die Garde-Huſaren drüben keine ruhige Stunde mehr, lägen morgen ſchon im Marſchquartier in Zehlendorf und rückten übermorgen durchs Brandenburger Thor hier ein. O dies Haus Sellenthin, das ich, die Gelegenheit beim Schopf ergreifend, in dieſem erſten Toaſte zum erſten, zum zweiten und zum dritten Male leben laſſe! Warum haben Sie keine Schweſter mehr, meine Gnädigſte? Warum hat ſich Fräulein Ine bereits verlobt? Vor der Zeit und jedenfalls mir zum Tort."

Käthe war glücklich über derlei kleine Huldigungen und verſicherte, daß ſie, trotz Ine, die nun freilich rettungslos für ihn verloren ſei,

alles thun wolle, was ſich thun laſſe, wiewohl ſie recht gut wiſſe, daß er, als ein unverbeſſerlicher Junggeſelle, nur blos ſo rede. Gleich danach aber ließ ſie die Neckerei mit Balafré fallen und nahm das Reiſegeſpräch wieder auf, am eingehendſten das Thema, wie ſie ſich die Korreſpondenz eigentlich denke. Sie hoffe, wie ſie nur wiederholen könne, jeden Tag einen Brief zu empfangen, das ſei nun mal Pflicht eines zärtlichen Gatten, werd' es aber ihrerſeits an ſich kommen laſſen und nur am erſten Tage von Station zu Station ein Lebenszeichen geben. Dieſer Vorſchlag fand Beifall; ſogar bei Rienäcker, und wurde nur ſchließlich dahin abgeändert, daß ſie zwar auf jeder Hauptſtation bis Köln hin, über das ſie trotz des Umwegs ihre Route nahm, eine Karte ſchreiben, alle ihre Karten aber, ſo viel oder ſo wenig ihrer ſein möchten, in ein gemeinſchaftliches Couvert ſtecken ſolle. Das habe dann den Vorzug, daß ſie ſich ohne Furcht vor Poſtexpedienten und Briefträgern über ihre Reiſegenoſſen in aller Ungenirtheit ausſprechen könne.

Nach dem Diner nahm man draußen auf dem Balkon den Kaffee, bei welcher Gelegenheit ſich Käthe, nachdem ſie ſich eine Weile geſträubt, in ihrem Reiſecoſtüm: in Rembrandthut und

Staubmantel ſammt umgehängter Reiſetaſche präſentirte. Sie ſah reizend aus. Balafré war entzückter denn je und bat ſie, nicht allzu ſehr überraſcht ſein zu wollen, wenn ſie ihn am andern Morgen, ängſtlich in eine Kupee-Ecke gedrückt, als Reiſe-Cavalier vorfinden ſollte.

„Vorausgeſetzt, daß er Urlaub kriegt," lachte Pitt.

„Oder deſertirt," ſetzte Serge hinzu, „was den Huldigungsakt freilich erſt vollkommen machen würde."

So ging die Plauderei noch eine Weile. Dann verabſchiedete man ſich bei den liebenswürdigen Wirthen und kam überein, bis zur Lützowplatzbrücke zuſammen zu bleiben. Hier aber theilte man ſich in zwei Parteien und während Balafré ſammt Wedell und Oſten am Kanal hin weiter ſchlenderten, gingen Pitt und Serge, die noch zu Kroll wollten, auf den Thiergarten zu.

„Reizendes Geſchöpf, dieſe Käthe," ſagte Serge. „Rienäcker wirkt etwas proſaiſch daneben und mitunter ſieht er ſo ſauertöpfiſch und neunmalweiſe drein, als ob er die kleine Frau, die bei Lichte beſehn eigentlich klüger iſt als er, vor aller Welt entſchuldigen müſſe."

Pitt ſchwieg.

„Und was ſie nur in Schwalbach oder Schlangenbad ſoll?“ fuhr Serge fort. „Es hilft doch nichts. Und wenn es hilft, iſt es meiſt eine ſehr ſonderbare Hilfe.“

Pitt ſah ihn von der Seite her an. „Ich finde, Serge, Du ruſſifizirſt Dich immer mehr oder was daſſelbe ſagen will, wächſt Dich immer mehr in Deinen Namen hinein.“

„Immer noch nicht genug. Aber Scherz bei Seite, Freund, eines iſt Ernſt in der Sache: Rienäcker ärgert mich. Was hat er gegen die reizende kleine Frau. Weißt Du's?“

„Ja.“

„Nun?“

„She is rather a little silly. Oder wenn Du's deutſch hören willſt: ſie dalbert ein bischen. Jedenfalls ihm zu viel.“

Neunzehntes Kapitel.

Käthe zog zwiſchen Berlin und Potsdam ſchon die gelben Vorhänge vor ihr Kupeefenſter, um Schutz gegen die beſtändig ſtärker werdende Blendung zu haben, am Luiſenufer aber waren an demſelben Tage keine Vorhänge herabgelaſſen und die Vormittagsſonne ſchien hell in die Fenſter der Frau Nimptſch und füllte die ganze Stube mit Licht. Nur der Hintergrund lag im Schatten und hier ſtand ein altmodiſches Bett mit hoch aufgethürmten und roth- und weißkarrirten Kiſſen, an die Frau Nimptſch ſich lehnte. Sie ſaß mehr als ſie lag, denn ſie hatte Waſſer in der Bruſt und litt heftig an aſthmatiſchen Beſchwerden. Immer wieder wandte ſie den Kopf nach dem einen offenſtehenden Fenſter, aber doch noch häufiger nach dem Kaminofen, auf deſſen Herdſtelle heute kein Feuer brannte.

Lene ſaß neben ihr, ihre Hand haltend, und als ſie ſah, daß der Blick der Alten immer in derſelben Richtung ging, ſagte ſie: „Soll ich ein Feuer machen, Mutter? Ich dachte, weil Du liegſt und die Bettwärme haſt und weil es ſo heiß iſt....“

Die Alte ſagte nichts, aber es kam Lenen doch ſo vor, als ob ſie's wohl gern hätte. So ging ſie denn hin und bückte ſich und machte ein Feuer.

Als ſie wieder an's Bett kam, lächelte die Alte zufrieden und ſagte: „Ja, Lene, heiß iſt es. Aber Du weißt ja, ich muß es immer ſehn. Und wenn ich es nicht ſehe, dann denk' ich, es iſt alles aus und kein Leben und kein Funke mehr. Und man hat doch ſo ſeine Angſt hier....“

Und dabei wies ſie nach Bruſt und Herz.

„Ach, Mutter, Du denkſt immer gleich an Sterben. Und iſt doch ſo oft ſchon vorüber gegangen.“

„Ja, Kind, oft is es vorüber gegangen, aber mal kommt es und mit Siebzig da kann es jeden Tag kommen. Weißt Du, mache das andere Fenſter auch noch auf, dann is mehr Luft hier und das Feuer brennt beſſer. Sieh doch blos, es will nicht mehr recht, es raucht ſo....“

„Das macht die Sonne, die grade drauf ſteht ....“

„Und dann gieb mir von den grünen Tropfen, die mir die Dörr gebracht hat. Ein bischen hilft es doch immer.“

Lene that wie geheißen und der Kranken, als ſie die Tropfen genommen hatte, ſchien wirklich etwas beſſer und leichter ums Herz zu werden. Sie ſtemmte die Hand aufs Bett und ſchob ſich höher hinauf, und als ihr Lene noch ein Kiſſen ins Kreuz geſtopft hatte, ſagte ſie: „War Franke ſchon hier?“

„Ja; gleich heute früh. Er fragt immer, eh' er in die Fabrik geht.“

„Is ein ſehr guter Mann.“

„Ja, das iſt er.“

„Und mit das Conventikelſche ....“

„.... Wird es ſo ſchlimm nicht ſein. Und ich glaube beinah, daß er ſeine guten Grundſätze da her hat. Glaubſt Du nicht auch?“

Die Alte lächelte. „Nein, Lene, die kommen vom lieben Gott. Und der eine hat ſie un der andre hat ſie nicht. Ich glaube nich recht ans lernen un erziehen.... Und hat er noch nichts geſagt?“

„Ja, geſtern Abend.“

„Un was haſt Du ihm geantwortet?“

„Ich hab' ihm geantwortet, daß ich ihn nehmen wolle, weil ich ihn für einen ehrlichen und zuverläſſigen Mann hielte, der nicht blos für mich, ſondern auch für Dich ſorgen würde ....“

Die Alte nickte zuſtimmend.

„Und,“ fuhr Lene fort, „als ich das ſo geſagt hatte, nahm er meine Hand und rief in guter Laune: „Na, Lene, denn alſo abgemacht!“ Ich aber ſchüttelte den Kopf und ſagte, daß das ſo ſchnell nicht ginge, denn ich hätt ihm noch was zu bekennen. Und als er fragte was, erzählt' ich ihm, ich hätte zweimal ein Verhältniß gehabt: erſt .... na, Du weißt ja, Mutter .... und den erſten hätt' ich ganz gern gehabt und den andern hätt' ich ſehr geliebt und mein Herz hinge noch an ihm. Aber er ſei jetzt glücklich verheirathet und ich hätt' ihn nie wiedergeſehen, außer ein einzig Mal, und ich wollt' ihn auch nicht wiederſehn. Ihm aber, der es ſo gut mit uns meine, hätt' ich das alles ſagen müſſen, weil ich keinen und am wenigſten ihn hintergehen wolle ....“

„Jott, Jott,“ weimerte die Alte dazwiſchen.

„.... Und gleich danach iſt er aufgeſtanden und in ſeine Wohnung 'rüber gegangen. Aber er war nicht böſe, was ich ganz deutlich ſehen

konnte. Nur litt er's nicht, als ich ihn, wie ſonſt, bis an die Flurthür bringen wollte."

Frau Nimptſch war erſichtlich in Angſt und Unruhe, wobei ſich freilich nicht recht erkennen ließ, ob es um des eben Gehörten willen oder aus Athennoth war. Es ſchien aber faſt das Letztre, denn mit einem Male ſagte ſie: „Lene, Kind, ich liege nicht hoch genug. Du mußt mir noch das Geſangbuch unterlegen."

Lene widerſprach nicht, ging vielmehr und holte das Geſangbuch. Als ſie's aber brachte, ſagte die Alte: „Nein, nich das, das iſt das neue. Das alte will ich, das dicke mit den zwei Klappen." Und erſt als Lene mit dem dicken Geſangbuche wieder da war, fuhr die Alte fort: „Das hab' ich meiner Mutter ſelig auch holen müſſen und war noch ein halbes Kind damals und meine Mutter noch keine fuffzig und ſaß ihr auch hier und konnte keine Luft kriegen und die großen Angſtaugen kuckten mich immer ſo an. Als ich ihr aber das Porſt'ſche, das ſie bei der Einſegnung gehabt, unterſchob, da wurde ſie ganz ſtill und iſt ruhig eingeſchlafen. Und das möcht' ich auch. Ach, Lene. Der Tod iſt es nich.... Aber das Sterben.... So, ſo. Ah, das hilft."

Lene weinte ſtill vor ſich hin und weil ſie

nun wohl ſah, daß der guten alten Frau letzte Stunde nahe ſei, ſchickte ſie zu Frau Dörr und ließ ſagen, „es ſtehe ſchlecht und ob Frau Dörr nicht kommen wolle.“ Die ließ denn auch zurück ſagen, „ja, ſie werde kommen ....“, und um die ſechſte Stunde kam ſie wirklich mit Lärm und Trara, weil Leiſeſein, auch bei Kranken, nicht ihre Sache war. Sie ſtappſte nur ſo durch die Stube hin, daß alles ſchütterte und klirrte, was auf und neben dem Herde lag, und dabei verklagte ſie Dörr, der immer grad' in der Stadt ſei, wenn er mal zu Hauſe ſein ſolle, und immer zu Hauſe wär', wenn ſie ihn zum Kuckuck wünſche. Dabei hatte ſie der Kranken die Hand gedrückt und Lene gefragt, „ob ſie denn auch tüchtig von den Tropfen eingegeben habe?“

„Ja.“

„Wie viel denn?“

„Fünf .... fünf alle zwei Stunden.“

Das ſei zu wenig, hatte die Dörr darauf verſichert und unter Auskramung ihrer geſammten mediziniſchen Kenntniß hinzugeſetzt: „ſie habe die Tropfen vierzehn Tage lang in der Sonne ziehn laſſen und wenn man ſie richtig einnehme, ſo ginge das Waſſer weg wie mit 'ner Plumpe. Der alte Selke drüben im Zoologiſchen ſei ſchon wie 'ne

Tonne geweſen und habe ſchon ein Vierteljahr lang keinen Bettzippel mehr geſehn, immer aufrecht in'n Stuhl un alle Fenſter weit aufgeriſſen, als er aber vier Tage lang die Tropfen genommen, ſei's geweſen, wie wenn man auf eine Schweinsblaſe drücke: haſt Du nich geſehen, alles 'raus un wieder lapp un ſchlapp."

Unter dieſen Worten hatte die robuſte Frau der alten Nimptſch eine doppelte Portion von ihrem Fingerhut eingezwungen.

Lene, die bei dieſer energiſchen Hilfe von einer doppelten und nur zu berechtigten Angſt befallen wurde, nahm ihr Tuch und ſchickte ſich an, einen Arzt zu holen. Und die Dörr, die ſonſt immer gegen die Doktors war, hatte diesmal nichts dagegen.

„Geh," ſagte ſie, „ſie kann's nicht lange mehr machen. Kuck' blos mal hier (und ſie wies auf die Naſenflügel), da ſitzt der Dod."

Lene ging; aber ſie konnte den Michaelkirchplatz noch kaum erreicht haben, als die bis dahin in einem Halbſchlummer gelegene Alte ſich aufrichtete und nach ihr rief: „Lene ...."

„Lene is nich da."

„Wer is denn da?"

„Ich, Mutter Nimptſch. Ich, Frau Dörr."

„Ach, Frau Dörr, das is recht. So, hierher; hier auf die Hutſche.“

Frau Dörr, gar nicht gewöhnt, ſich kommandiren zu laſſen, ſchüttelte ſich ein wenig, war aber doch zu gutmüthig, um dem Kommando nicht nachzukommen. Und ſo ſetzte ſie ſich denn auf die Fußbank.

Und ſieh da, im ſelben Augenblick begann auch die alte Frau ſchon: „Ich will einen gelben Sarg haben un blauen Beſchlag. Aber nich zu viel....“

„Gut, Frau Nimptſch.“

„Un ich will auf'n neuen Jakobikirchhof liegen, hinter'n Rollkrug un ganz weit weg nach Britz zu.“

„Gut, Frau Nimptſch.“

„Un geſpart hab' ich alles dazu, ſchon vordem, als ich noch ſparen konnte. Un es liegt in der oberſten Schublade. Un da liegt auch das Hemd un das Kamiſol un ein paar weiße Strümpfe mit N. Und dazwiſchen liegt es.“

„Gut, Frau Nimptſch. Es ſoll alles geſchehn, wie Sie geſagt haben. Und is ſonſt noch was?“

Aber die Alte ſchien von Frau Dörr's Frage nichts mehr gehört zu haben und ohne Antwort zu geben, faltete ſie blos die Hände, ſah mit

einem frommen und freundlichen Ausdruck zur Decke hinauf und betete: „Lieber Gott im Himmel, nimm ſie in Deinen Schutz und vergilt ihr alles, was ſie mir alten Frau gethan hat.“

„Ah, die Lene,“ ſagte Frau Dörr vor ſich hin und ſetzte dann hinzu: „Das wird der liebe Gott auch, Frau Nimptſch, den kenn' ich und habe noch keine verkommen ſehn, die ſo war wie die Lene und ſolch' Herz und ſolche Hand hatte.“

Die Alte nickte und ein freundlich Bild ſtand ſichtlich vor ihrer Seele.

So vergingen Minuten und als Lene zurückkam und vom Flur her an die Korridorthür klopfte, ſaß Frau Dörr noch immer auf der Fußbank und hielt die Hand ihrer alten Freundin. Und jetzt erſt wo ſie das Klopfen draußen hörte, ließ ſie die Hand los und ſtand auf und öffnete.

Lene war noch außer Athem. „Er iſt gleich hier .... er wird gleich kommen.“

Aber die Dörr ſagte nur: „Jott, die Doktors“ und wies auf die Todte.

Zwanzigstes Kapitel.

Käthe's erster Reisebrief war in Köln auf die Post gegeben und traf, wie versprochen, am andern Morgen in Berlin ein. Die gleich mitgegebene Adresse rührte noch von Botho her, der jetzt, lächelnd und in guter Laune, den sich etwas fest anfühlenden Brief in Händen hielt. Wirklich, es waren drei mit blassem Bleistift und auf beiden Seiten beschriebene Karten in das Kuvert gesteckt worden, alle schwer lesbar, so daß Rienäcker auf den Balkon hinaustrat, um das undeutliche Gekritzel besser entziffern zu können.

„Nun laß sehn, Käthe."

Und er las:

„Brandenburg a. H., 8 Uhr früh. Der Zug, mein lieber Botho, hält hier nur drei Minuten, aber sie sollen nicht ungenutzt vorüber gehen, nöthigen Falles schreib' ich unterwegs im Fahren

weiter, ſo gut oder ſo ſchecht es geht. Ich reiſe mit einer jungen, ſehr reizenden Banquierfrau, Madame Salinger, geb. Saling, aus Wien. Als ich mich über die Namensähnlichkeit wunderte, ſagte ſie: „Joa, ſchaun's i haab halt mei Comp'rativ g'heirath't.“ Sie ſpricht in einem fort dergleichen und geht trotz einer zehnjährigen Tochter (blond; die Mutter brünett) ebenfalls nach Schlangenbad. Und auch über Köln und auch, wie ich, eines dort abzuſtattenden Beſuches halber. Das Kind iſt gut geartet, aber nicht gut erzogen und hat mir bei dem beſtändigen Umherklettern im Kupee bereits meinen Sonnenſchirm zerbrochen, was die Mutter ſehr in Verlegenheit brachte. Auf dem Bahnhofe, wo wir eben halten, d. h. in dieſem Augenblicke ſetzt ſich der Zug ſchon wieder in Bewegung, wimmelt es von Militär, darunter auch Brandenburger Küraſſiere mit einem quittgelben Namenszug auf der Achſelklappe; wahrſcheinlich Nicolaus. Es macht ſich ſehr gut. Auch Füſiliere waren da, Fünfunddreißiger, kleine Leute, die mir doch kleiner vorkamen, als nöthig, obſchon Onkel Oſten immer zu ſagen pflegte: der beſte Füſilier ſei *der*, der nur mit bewaffnetem Auge geſehen werden könne. Doch ich ſchließe. Die Kleine (leider) rennt nach wie vor

von einem Kupeefenſter zum andern und erſchwert mir das Schreiben. Und dabei naſcht ſie beſtändig Kuchen, kleine mit Kirſchen und Piſtazien belegte Tortenſtücke. Schon zwiſchen Potsdam und Werder fing ſie damit an. Die Mutter iſt doch zu ſchwach. Ich würde ſtrenger ſein."

Botho legte die Karte bei Seit' und überflog, ſo gut es ging, die zweite. Sie lautete:

Hannover, 12 Uhr 30 Minuten. In Magdeburg war Goltz am Bahnhofe und ſagte mir, Du hätteſt ihm geſchrieben, ich käme. Wie gut und lieb wieder von Dir. Du biſt doch immer der Beſte, der Aufmerkſamſte. Goltz hat jetzt die Vermeſſungen am Harz, d. h. am 1. Juli fängt er an. — Der Aufenthalt hier in Hannover währt eine Viertelſtunde, was ich benutzt habe, mir den unmittelbar am Bahnhofe gelegenen Platz anzuſehen: lauter erſt unter unſerer Herrſchaft entſtandene Hotels und Bier-Etabliſſements, von denen eins ganz im gothiſchen Stile gebaut iſt. Die Hannoveraner, wie mir ein Mitreiſender erzählte, nennen es die „preußiſche Bierkirche", blos aus welfiſchem Antagonismus. Wie ſchmerzlich dergleichen! Die Zeit wird aber auch hier vieles mildern. Das walte Gott. — Die Kleine knabbert in einem fort weiter, was mich zu be-

unruhigen anfängt. Wohin soll das führen? Die Mutter aber ist wirklich reizend und hat mir schon alles erzählt. Sie war auch in Würzburg, bei Scanzoni, für den sie schwärmt. Ihr Vertrauen gegen mich ist beschämend und beinahe peinlich. Im Uebrigen ist sie, wie ich nur wiederholen kann, durchaus comme il faut. Um Dir blos eines zu nennen, welch' Reiseneceſſaire! Die Wiener sind uns in solchen Dingen doch sehr überlegen; man merkt die ältere Kultur."

„Wundervoll," lachte Botho. „Wenn Käthe kulturhistorische Betrachtungen anstellt, übertrifft sie sich selbst. Aber aller guten Dinge sind drei. Laß sehn."

Und dabei nahm er die dritte Karte.

„Köln, 8 Uhr Abends. Kommandantur. Ich will meine Karten doch lieber noch hier zur Post geben und nicht bis Schlangenbad warten, wo Frau Salinger nnd ich morgen Mittag einzutreffen gedenken. Mir geht es gut. Schroffensteins sehr liebenswürdig; besonders er. Uebrigens, um nichts zu vergessen, Frau Salinger wurde durch Oppenheim's Equipage vom Bahnhofe abgeholt. Unsere Fahrt, anfangs so reizvoll, gestaltete sich von Hamm aus einigermaßen beschwerlich und unschön. Die Kleine litt schwer und leider durch Schuld

der Mutter. „Was möchteſt Du noch," fragte ſie, nachdem unſer Zug eben den Bahnhof Hamm paſſirt hatte, worauf das Kind antwortete: „Drops." Und erſt von dem Augenblick an wurd' es ſo ſchimm .. Ach, lieber Botho, jung oder alt, unſere Wünſche bedürfen doch beſtändig einer ſtrengen und gewiſſenhaften Kontrolle. Dieſer Gedanke beſchäftigt mich ſeitdem unausgeſetzt und die Begegnung mit dieſer liebenswürdigen Frau war vielleicht kein Zufall in meinem Leben. Wie oft habe ich Kluckhuhn in dieſem Sinne ſprechen hören. Und er hat Recht. Morgen mehr. Deine Käthe."

Botho ſchob die drei Karten wieder ins Kuvert und ſagte: „Ganz Käthe. Welch' Talent für die Plauderei! Und ich könnte mich eigentlich freuen, daß ſie ſo ſchreibt, wie ſie ſchreibt. Aber es fehlt etwas. Es iſt alles ſo angeflogen, ſo bloßes Geſellſchaftsecho. Aber ſie wird ſich ändern, wenn ſie Pflichten hat. Oder doch vielleicht. Jedenfalls will ich die Hoffnung darauf nicht aufgeben."

Am Tage danach kam ein kurzer Brief aus Schlangenbad, in dem viel, viel weniger ſtand als auf den drei Karten, und von dieſem Tage an ſchrieb ſie nur alle halbe Woche noch und

plauderte von Anna Grävenitz und der wirklich auch noch erſchienenen Elly Winterfeld, am meiſten aber von Madame Salinger und der reizenden kleinen Sarah. Es waren immer dieſelben Verſicherungen und nur am Schluſſe der dritten Woche hieß es einigermaßen abweichend: „Ich finde jetzt die Kleine reizender als die Mutter. Dieſe gefällt ſich in einem Toilettenluxus, den ich kaum paſſend finden kann um ſo weniger, als eigentlich keine Herren hier ſind. Auch ſeh' ich jetzt, daß ſie Farbe auflegt und namentlich die Augenbrauen malt und vielleicht auch die Lippen, denn ſie ſind kirſchroth. Das Kind aber iſt ſehr natürlich. Immer wenn ſie mich ſieht, ſtürzt ſie mit Vehemenz auf mich zu und küßt mir die Hand und entſchuldigt ſich zum hundertſten Male wegen der Drops, „aber die Mama ſei Schuld", worin ich dem Kinde nur zuſtimmen kann. Und doch muß andererſeits ein geheimnißvoll naſchiger Zug in Sarah's Natur liegen, ich möchte beinahe ſagen, etwas wie Erbſünde (glaubſt Du daran? ich glaube daran, mein lieber Botho), denn ſie kann von den Süßigkeiten nicht laſſen und kauft ſich in einem fort Oblaten, nicht Berliner, die wie Schaumkringel ſchmecken, ſondern Karlsbader mit eingeſtreutem Zucker. Aber nichts mehr

ſchriftlich davon. Wenn ich Dich wiederſehe, was ſehr bald ſein kann — denn ich möchte gern mit Anna Grävenitz zuſammen reiſen, man iſt doch ſo mehr unter ſich — ſprechen wir darüber und über vieles andere noch. Ach, wie freu' ich mich, Dich wiederſehn und mit Dir auf dem Balkon ſitzen zu können. Es iſt doch am ſchönſten in Berlin, und wenn dann die Sonne ſo hinter Charlottenburg und dem Grunewald ſteht, und man ſo träumt und ſo müde wird, o, wie herrlich iſt das! Nicht wahr! Und weißt Du wohl, was Frau Salinger geſtern zu mir ſagte? „Ich ſei noch blonder geworden," ſagte ſie. Nun, Du wirſt ja ſeh'n. Wie immer Deine Käthe."

Rienäcker nickte mit dem Kopf und lächelte. „Reizende, kleine Frau. Von ihrer Kur ſchreibt ſie nichts; ich wette, ſie fährt ſpazieren und hat noch keine zehn Bäder genommen." Und nach dieſem Selbſtgeſpräche gab er dem eben eintretenden Burſchen einige Weiſungen und ging, durch Thiergarten und Brandenburger Thor, erſt die Linden hinunter und dann auf die Kaſerne zu, wo der Dienſt ihn bis Mittag in Anſpruch nahm.

* * *

Als er bald nach zwölf Uhr wieder zu Hauſe war und ſich's, nach eingenommenem Imbiß, eben

ein wenig bequem machen wollte, meldete der Burſche, „daß ein Herr ... ein Mann (er ſchwankte in der Titulatur) draußen ſei, der den Herrn Baron zu ſprechen wünſche.“

„Wer?“

„Gideon Franke .... Er ſagte ſo.“

„Franke? Sonderbar. Nie gehört. Laß ihn eintreten.“

Der Burſche ging wieder, während Botho wiederholte: „Franke .... Gideon Franke .... Nie gehört. Kenn' ich nicht.“

Einen Augenblick ſpäter trat der Angemeldete ein und verbeugte ſich von der Thür her etwas ſteif. Er trug einen bis oben hin zugeknöpften ſchwarzbraunen Rock, übermäßig blanke Stiefel und blankes ſchwarzes Haar, das an beiden Schläfen dicht anlag. Dazu ſchwarze Handſchuh und hohe Vatermörder von untadliger Weiße.

Botho ging ihm mit der ihm eigenen chevaleresken Artigkeit entgegen und ſagte: „Herr Franke?“

Dieſer nickte.

„Womit kann ich dienen? Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen .... Hier .... Oder vielleicht hier. Polſterſtühle ſind immer unbequem.“

Franke lächelte zuſtimmend und ſetzte ſich auf

einen Rohrſtuhl, auf den Rienäcker hingewieſen hatte.

„Womit kann ich dienen?“ wiederholte Rienäcker.

„Ich komme mit einer Frage, Herr Baron.“

„Die mir zu beantworten eine Freude ſein wird, vorausgeſetzt, daß ich ſie beantworten kann.“

„O, niemand beſſer als Sie, Herr von Rienäcker .... Ich komme nämlich wegen der Lene Nimptſch.“

Botho fuhr zurück.

„.... Und möchte,“ fuhr Franke fort, „gleich hinzuſetzen dürfen, daß es nichts Genirliches iſt, was mich herführt. Alles, was ich zu ſagen oder, wenn Sie's geſtatten, Herr Baron, zu fragen habe, wird Ihnen und Ihrem Hauſe keine Verlegenheiten ſchaffen. Ich weiß auch von der Abreiſe der gnädigen Frau, der Frau Baronin, und habe mit allem Vorbedacht auf Ihr Alleinſein gewartet, oder, wenn ich ſo ſagen darf, auf Ihre Strohwittwertage.“

Botho hörte mit feinem Ohre heraus, daß der, der da ſprach, trotz ſeines ſpießbürgerlichen Aufzuges ein Mann von Freimuth und untadeliger Geſinnung ſei. Das half ihm raſch aus ſeiner Verwirrung heraus und er hatte Haltung

und Ruhe ziemlich wieder gewonnen, als er über den Tiſch hin fragte: „Sie ſind ein Anverwandter Lenens? Verzeihung, Herr Franke, daß ich meine alte Freundin bei dieſem alten mir ſo lieben Namen nenne.“

Franke verbeugte ſich und erwiderte: „Nein, Herr Baron, kein Verwandter; ich habe nicht dieſe Legitimation. Aber meine Legitimation iſt vielleicht keine ſchlechtere: ich kenne die Lene ſeit Jahr und Tag und habe die Abſicht, ſie zu heirathen. Sie hat auch zugeſagt, aber mir bei der Gelegenheit auch von ihrem Vorleben erzählt und dabei mit ſo großer Liebe von Ihnen geſprochen, daß es mir auf der Stelle feſtſtand, Sie ſelbſt, Herr Baron, offen und unumwunden fragen zu wollen, was es mit der Lene eigentlich ſei. Worin Lene ſelbſt, als ich ihr von meiner Abſicht erzählte, mich mit ſichtlicher Freude beſtärkte, freilich gleich hinzuſetzend: ich ſolle es lieber nicht thun, denn Sie würden zu gut von ihr ſprechen.“

Botho ſah vor ſich hin und hatte Mühe, die Bewegung ſeines Herzens zu bezwingen. Endlich aber war er wieder Herr ſeiner ſelbſt und ſagte: „Sie ſind ein ordentlicher Mann, Herr Franke, der das Glück der Lene will, ſo viel hör' und ſeh' ich, und das giebt ihnen ein gutes Recht auf

Antwort. Was ich Ihnen zu ſagen habe, darüber iſt mir kein Zweifel, und ich ſchwanke nur noch wie. Das Beſte wird ſein, ich erzähl' Ihnen, wie's kam und weiter ging und dann abſchloß."

Franke verbeugte ſich abermals, zum Zeichen, daß er auch ſeinerſeits dies für das Beſte halte.

„Nun denn," hob Rienäcker an, „es geht jetzt ins dritte Jahr oder iſt auch ſchon ein paar Monate darüber, daß ich bei Gelegenheit einer Kahnfahrt um die Treptower Liebesinſel herum in die Lage kam, zwei jungen Mädchen einen Dienſt zu leiſten und ſie vor dem Kentern ihres Bootes zu bewahren. Eins der beiden Mädchen war die Lene und an der Art, wie ſie dankte, ſah ich gleich, daß ſie anders war als andere. Von Redensarten keine Spur, auch ſpäter nicht, was ich gleich hier hervorheben möchte. Denn ſo heiter und mitunter beinahe ausgelaſſen ſie ſein kann, von Natur iſt ſie nachdenklich, ernſt und einfach."

Botho ſchob mechaniſch das noch auf dem Tiſche ſtehende Tablett bei Seite, ſtrich die Decke glatt und fuhr dann fort: „Ich bat ſie, ſie nach Hauſe begleiten zu dürfen, und ſie nahm es ohne Weiteres an, was mich damals einen Augenblick überraſchte. Denn ich kannte ſie noch nicht. Aber ich ſah ſehr bald, woran es lag; ſie hatte ſich von

Jugend an daran gewöhnt, nach ihren eigenen Entschlüssen zu handeln, ohne viel Rücksicht auf die Menschen und jedenfalls ohne Furcht vor ihrem Urtheil."

Franke nickte.

„So machten wir denn den weiten Weg und ich begleitete sie nach Haus und war entzückt von Allem, was ich da sah, von der alten Frau, von dem Herd, an dem sie saß, von dem Garten, darin das Haus lag, und von der Abgeschiedenheit und Stille. Nach einer Viertelstunde ging ich wieder, und als ich mich draußen am Gartengitter von der Lene verabschiedete, frug ich, „ob ich wiederkommen dürfe," welche Frage sie mit einem einfachen „ja" beantwortete. Nichts von falscher Scham, aber noch weniger von Unweiblichkeit. Umgekehrt, es lag etwas Rührendes in ihrem Wesen und ihrer Stimme."

Rienäcker, als das alles wieder vor seine Seele trat, stand in sichtlicher Erregung auf und öffnete beide Flügel der Balkonthür, als ob es ihm in seinem Zimmer zu heiß werde. Dann, auf und ab schreitend, fuhr er in einem rascheren Tempo fort: „Ich habe kaum noch etwas hinzuzusetzen. Das war um Ostern und wir hatten einen Sommer lang allerglücklichste Tage. Soll

ich davon erzählen? Nein. Und dann kam das Leben mit ſeinem Ernſt und ſeinen Anſprüchen. Und das war es, was uns trennte."

Botho hatte mittlerweile ſeinen Platz wieder eingenommen und der all die Zeit über mit Glattſtreichung ſeines Hutes beſchäftigte Franke ſagte ruhig vor ſich hin: „Ja, ſo hat ſie mir's auch erzählt."

„Was nicht anders ſein kann, Herr Franke. Denn die Lene — und ich freue mich von ganzem Herzen, auch gerade das noch ſagen zu können — die Lene lügt nicht und biſſe ſich eher die Zunge ab, als daß ſie flunkerte. Sie hat einen doppelten Stolz und neben dem, von ihrer Hände Arbeit leben zu wollen, hat ſie noch den andern, alles grad heraus zu ſagen und keine Flauſen zu machen und nichts zu vergrößern und nichts zu verkleinern. „Ich brauche es nicht und ich will es nicht," das hab' ich ſie viele Male ſagen hören. Ja, ſie hat ihren eigenen Willen, vielleicht etwas mehr als recht iſt, und wer ſie tadeln will, kann ihr vorwerfen, eigenwillig zu ſein. Aber ſie will nur, was ſie glaubt verantworten zu können und wohl auch wirklich verantworten kann, und ſolch' Wille, mein' ich, iſt doch mehr Charakter als Selbſtgerechtigkeit. Sie

nicken und ich ſehe daraus, daß wir einerlei Meinung ſind, was mich aufrichtig freut. Und nun noch ein Schlußwort, Herr Franke. Was zurückliegt, liegt zurück. Können Sie darüber nicht hin, ſo muß ich das reſpektiren. Aber können Sie's, ſo ſag' ich Ihnen, Sie kriegen da eine ſelten gute Frau. Denn ſie hat das Herz auf dem rechten Fleck und ein ſtarkes Gefühl für Pflicht und Recht und Ordnung."

„So hab ich Lenen auch immer gefunden und ich verſpreche mir von ihr, ganz ſo wie der Herr Baron ſagen, eine ſelten gute Frau. Ja, der Menſch ſoll die Gebote halten, alle ſoll er ſie halten, aber es iſt doch ein Unterſchied, je nachdem die Gebote ſind, und wer das eine nicht hält, der kann immer noch was taugen, wer aber das andere nicht hält und wenn's auch im Katechismus dicht daneben ſtünde, der taugt nichts und iſt verworfen von Anfang an und ſteht außerhalb der Gnade."

Botho ſah ihn verwundert an und wußte ſichtlich nicht, was er aus dieſer feierlichen Anſprache machen ſollte. Gideon Franke aber, der nun auch ſeinerſeits im Gange war, hatte kein Auge mehr für den Eindruck, den ſeine ganz auf eigenem Boden gewachſenen Anſchauungen hervor-

brachten, und fuhr deshalb in einem immer predigerhafter werdenden Tone fort: „Und wer in seines Fleisches Schwäche gegen das sechste verstößt, dem kann verziehen werden, wenn er in gutem Wandel und in der Reue steht, wer aber gegen das siebente verstößt, der steckt nicht blos in des Fleisches Schwäche, der steckt in der Seele Niedrigkeit und wer lügt und trügt oder verleumdet und falsch Zeugniß redet, der ist von Grund aus verdorben und aus der Finsterniß geboren und ist keine Rettung mehr und gleicht einem Felde, darinnen die Nesseln so tief liegen, daß das Unkraut immer wieder aufschießt, so viel gutes Korn auch gesäet werden mag. Und darauf leb' ich und sterb' ich und hab' es durch alle Tage hin erfahren. Ja, Herr Baron, auf die Proppertät kommt es an und auf die Honnettität kommt es an und auf die Reellität. Und auch im Ehestande. Denn ehrlich währt am längsten und Wort und Verlaß muß sein. Aber was gewesen ist, das ist gewesen, das gehört vor Gott. Und denk' ich anders darüber, was ich auch respektire, gerade so wie der Herr Baron, so muß ich davon bleiben und mit meiner Neigung und Liebe gar nicht erst anfangen. Ich war lange drüben in den States und wenn auch drüben,

gerade ſo wie hier, nicht alles Gold iſt was glänzt, das iſt doch wahr, man lernt drüben anders ſehen und nicht immer durch's ſelbe Glas. Und lernt auch, daß es viele Heilswege giebt und viele Glückswege. Ja, Herr Baron, es giebt viele Wege, die zu Gott führen, und es giebt viele Wege, die zu Glück führen, deſſen bin ich in meinem Herzen gleicherweiſe gewiß. Und der eine Weg iſt gut und der andere Weg iſt gut. Aber jeder gute Weg muß ein offner Weg und ein gerader Weg ſein und in der Sonne liegen und ohne Moraſt und ohne Sumpf und ohne Irrlicht. Auf die Wahrheit kommt es an und auf die Zuverläſſigkeit kommt es an und auf die Ehrlichkeit."

Franke hatte ſich bei dieſen Worten erhoben und Botho, der ihm artig bis an die Thür hin folgte, gab ihm hier die Hand.

„Und nun, Herr Franke, bitt' ich zum Abſchied noch um das Eine: grüßen Sie mir die Frau Dörr, wenn Sie ſie ſehn und der alte Verkehr mit ihr noch andauert, und vor allem grüßen Sie mir die gute alte Frau Nimptſch. Hat ſie denn noch ihre Gicht und ihre „Wehdage", worüber ſie ſonſt beſtändig klagte?"

„Damit iſt es vorbei."

„Wie das?“ fragte Botho.

„Wir haben ſie vor drei Wochen ſchon begraben, Herr Baron. Gerade heut vor drei Wochen.“

„Begraben?“ wiederholte Botho. „Und wo?“

„Draußen hinterm Rollkrug, auf dem neuen Jakobi-Kirchhof... Eine gute alte Frau. Und wie ſie an der Lene hing. Ja, Herr Baron, die Mutter Nimptſch iſt todt. Aber Frau Dörr, die lebt noch (und er lachte), die lebt noch lange. Und wenn ſie kommt, ein weiter Weg iſt es, dann werd' ich ſie grüßen. Und ich ſehe ſchon, wie ſie ſich freut. Sie kennen ſie ja, Herr Baron. Ja, ja, die Frau Dörr...“

Und Gideon Franke zog noch einmal ſeinen Hut und die Thür fiel ins Schloß.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Rienäcker, als er wieder allein war, war von dieſer Begegnung und vor allem von dem, was er zuletzt gehört, wie benommen. Wenn er ſich, in der zwiſchenliegenden Zeit, des kleinen Gärtnerhauſes und ſeiner Inſaſſen erinnert hatte, ſo hatte ſich ihm ſelbſtverſtändlich alles ſo vor die Seele geſtellt, wie's einſt geweſen war und nun war alles anders und er hatte ſich in einer ganz neuen Welt zurechtzufinden: in dem Häuschen wohnten Fremde, wenn es überhaupt noch bewohnt war, auf dem Herde brannte kein Feuer mehr, wenigſtens nicht tagaus tagein, und Frau Nimptſch, die das Feuer gehütet hatte, war todt und lag draußen auf dem Jakobikirchhof. Alles das ging in ihm um und mit einem Male ſtand auch der Tag wieder vor ihm, an dem er der alten Frau, halb humoriſtiſch, halb feierlich, ver-

ſprochen hatte, ihr einen Immortellenkranz aufs Grab zu legen. In der Unruhe, darin er ſich befand, war es ihm ſchon eine Freude, daß ihm das Verſprechen wieder einfiel und ſo beſchloß er denn die damalige Zuſage ſofort wahr zu machen. „Rollkrug und Mittag und pralle Sonne, — die reine Reiſe nach Mittelafrika. Aber die gute Alte ſoll ihren Kranz haben."

Und gleich danach nahm er Degen und Mütze und machte ſich auf den Weg.

An der Ecke war ein Droſchkenſtand, freilich nur ein kleiner, und ſo kam es, daß trotz der Inſchrifttafel: „Halteplatz für drei Droſchken" immer nur der Platz und höchſt ſelten eine Droſchke da war. So war es auch heute wieder, was mit Rückſicht auf die Mittagsſtunde (wo die Droſchken überall, als ob die Erde ſie verſchlänge, zu verſchwinden pflegen) an dieſem ohnehin nur auf ein Pflichttheil geſetzten Halteplatz kaum überraſchen konnte. Botho ging alſo weiter, bis ihm, in Nähe der Von der Heydt-Brücke, ein ziemlich klappriges Gefährt entgegen kam, hellgrün mit rothem Plüſchſitz und einem Schimmel davor. Der Schimmel ſchlich nur ſo hin und Rienäcker konnte ſich angeſichts der „Tour", die dem armen Thiere bevorſtand, eines wehmüthigen Lächelns nicht erwehren. Aber

ſo weit er auch das Auge ſchicken mochte, nichts Beſſeres war in Sicht und ſo trat er denn an den Kutſcher heran und ſagte: „Nach dem Rollkrug. Jakobi-Kirchhof.“

„Zu Befehl, Herr Baron.“

„.... Aber unterwegs müſſen wir halten. Ich will nämlich noch einen Kranz kaufen.“

„Zu Befehl, Herr Baron.“

Botho war einigermaßen verwundert über die mit ſo viel Promptheit wiederkehrende Titulatur und ſagte deshalb: „Kennen Sie mich?“

„Zu Befehl, Herr Baron. Baron Rienäcker Landgrafenſtraße. Dicht bei'n Halteplatz. Hab' Ihnen ſchon öfter gefahren.“

Bei dieſem Geſpräche war Botho eingeſtiegen, gewillt, ſich's in der Plüſchecke nach Möglichkeit bequem zu machen, er gab es aber bald wieder auf, denn die Ecke war heiß wie ein Ofen.

Rienäcker hatte den hübſchen und herzerquickenden Zug aller märkiſchen Edelleute, mit Perſonen aus dem Volke gern zu plaudern, lieber als mit „Gebildeten“, und begann denn auch ohne Weiteres, während ſie im Halbſchatten der jungen Kanalbäume dahinfuhren: „Is das eine Hitze! Ihr Schimmel wird ſich auch nicht gefreut haben, wenn er „Rollkrug“ gehört hat.“

„Na, Rollkrug geht noch; Rollkrug geht noch von wegen der Haide. Wenn er da durchkommt un die Fichten riecht, freut er ſich immer. Er is nämlich von's Land .... Oder vielleicht is es auch die Muſike. Wenigſtens ſpitzt er immer die Ohren."

„So, ſo," ſagte Botho. „Blos nach tanzen ſieht er mir nicht aus .... Aber wo werden wir denn den Kranz kaufen? Ich möchte nicht gern ohne Kranz auf den Kirchhof kommen."

„O damit is noch Zeit, Herr Baron. Wenn erſt die Kirchhofsgegend kommt, von's Hallſche Thor an un die ganze Pionierſtraße 'runter."

„Ja, ja, Sie haben recht; ich entſinne mich ...."

„Un nachher, bis dicht an den Kirchhof 'ran, hat's ihrer auch noch."

Botho lächelte. „Sie ſind wohl ein Schleſier?"

„Ja," ſagte der Kutſcher. „Die meiſten ſind. Aber ich bin ſchon lange hier und eigentlich ein halber Richtiger-Berliner."

„Und's geht Ihnen gut?"

„Na, von gut is nu woll keine Rede nich. Es koſt't allens zu viel un ſoll immer von's Beſte ſein. Und der Haber is theuer. Aber das ginge noch, wenn man blos ſonſt nichts paſſirte.

Paſſiren thut aber immer was, heute bricht 'ne Achſe un morgen fällt en Pferd. Ich habe noch einen Fuchs zu Hauſe, der bei den Fürſtenwalder Ulanen geſtanden hat; propres Pferd, man blos keine Luſt nich un wird es woll nich lange mehr machen. Un mit eins is er weg.... Un denn die Fahrpolizei; nie zufrieden, hier nich und da nich. Immer muß man friſch anſtreichen. Un der rothe Plüſch is auch nich von umſonſt."

Während ſie noch ſo plauderten, waren ſie, den Kanal entlang, bis an das Halleſche Thor gekommen; vom Kreuzberg her aber kam gerad' ein Infanterie-Bataillon mit voller Muſik, und Botho, der keine Begegnungen wünſchte, trieb deshalb etwas zur Eile. So ging es denn raſch an der Belle-Alliance-Brücke vorbei, jenſeits derſelben aber ließ er halten, weil er gleich an einem der erſten Häuſer geleſen hatte: „Kunſt- und Handelsgärtnerei". Drei, vier Stufen führten in einen Laden hinauf, in deſſen großem Schaufenſter allerlei Kränze lagen.

Rienäcker ſtieg aus und die Stufen hinauf. Die Thür oben aber gab beim Eintreten einen ſcharfen Klingelton. „Darf ich Sie bitten, mir einen hübſchen Kranz zeigen zu wollen?"

„Begräbniß?"

„Ja.“

Das ſchwarzgekleidete Fräulein, das, vielleicht mit Rückſicht auf den Umſtand, daß hier meiſt Grabkränze verkauft wurden, in ſeiner Geſammthaltung (ſelbſt die Scheere fehlte nicht) etwas ridikül Parzenhaftes hatte, kam alsbald mit einem Immergrünkranze zurück, in den weiße Roſen eingeflochten waren. Zugleich entſchuldigte ſie ſich, daß es nur weiße Roſen ſeien. Weiße Kamelien ſtünden höher. Botho ſeinerſeits war zufrieden, enthielt ſich aller Ausſtellungen und fragte nur, ob er zu dem friſchen Kranz auch einen Immortellenkranz haben könne?

Das Fräulein ſchien über das Altmodiſche, das ſich in dieſer Frage kundgab, einigermaßen verwundert, bejahte jedoch und erſchien gleich danach mit einem Karton, in dem fünf, ſechs Immortellenkränze lagen, gelbe, rothe, weiße.

„Zu welcher Farbe rathen Sie mir?“

Das Fräulein lächelte: „Immortellenkränze ſind ganz außer Mode. Höchſtens in Winterzeit .... Und dann immer nur ....“

„Es wird das Beſte ſein, ich entſcheide mich ohne Weiteres für dieſen hier.“ Und damit ſchob Botho den ihm zunächſt liegenden gelben Kranz über den Arm, ließ den von Immergrün mit den

weißen Roſen folgen und ſtieg raſch wieder in ſeine Droſchke. Beide Kränze waren ziemlich groß und fielen auf dem rothen Plüſchrückſitz, auf dem ſie lagen, hinreichend auf, um in Botho die Frage zu wecken, ob er ſie nicht lieber dem Kutſcher hinüber reichen ſolle? Raſch aber entſchlug er ſich dieſer Anwandlung wieder und ſagte: „Wenn man der alten Frau Nimptſch einen Kranz bringen will, muß man ſich auch zu dem Kranz bekennen. Und wer ſich deſſen ſchämt, muß es überhaupt nicht verſprechen.“

So ließ er denn die Kränze liegen, wo ſie lagen, und vergaß ihrer beinah ganz, als ſie gleich danach in einen Straßentheil einbogen, der ihn durch ſeine bunte, hier und da groteske Szenerie von ſeinen bisherigen Betrachtungen abzog. Rechts, auf wohl fünfhundert Schritt Entfernung hin, zog ſich ein Plankenzaun, über den hinweg allerlei Buden, Pavillons und Lampenportale ragten, alle mit einer Welt von Inſchriften bedeckt. Die meiſten derſelben waren neueren und neuſten Datums, einige dagegen, und gerade die größten und bunteſten, griffen weit zurück und hatten ſich, wenn auch in einem regenverwaſchenen Zuſtande, vom letzten Jahr her gerettet. Mitten unter dieſen Vergnügungslokalen und mit ihnen abwechſelnd,

hatten verſchiedene Handwerksmeiſter ihre Werkſtätten aufgerichtet, vorwiegend Bildhauer und Steinmetze, die hier, mit Rückſicht auf die zahlreichen Kirchhöfe, meiſt nur Kreuze, Säulen und Obelisken ausſtellten. All' das konnte nicht verfehlen, auf jeden hier des Weges Kommenden einen Eindruck zu machen und dieſem Eindruck unterlag auch Rienäcker, der von ſeiner Droſchke her, unter wachſender Neugier, die nicht endenwollenden und untereinander im tiefſten Gegenſatze ſtehenden Anpreiſungen las und die dazu gehörigen Bilder muſterte. „Fräulein Roſella das Wundermädchen, lebend zu ſehen; Grabkreuze zu billigſten Preiſen; amerikaniſche Schnellphotographie; ruſſiſches Ballwerfen, ſechs Wurf zehn Pfennig; ſchwediſcher Punſch mit Waffeln; Figaros ſchönſte Gelegenheit oder erſter Friſir-Salon der Welt; Grabkreuze zu billigſten Preiſen; Schweizer Schießhalle:

Schieße gut und ſchieße ſchnell,
Schieß und triff wie Wilhelm Tell."

Und darunter Tell ſelbſt mit Armbruſt, Sohn und Apfel.

Endlich war man am Ende der langen Bretterwand und an eben dieſem Endpunkte machte der Weg eine ſcharfe Biegung auf die Haſen-

haide zu, von deren Schießständen her man in der mittäglichen Stille das Knattern der Gewehre hörte. Sonst blieb alles auch in dieser Fortsetzung der Straße so ziemlich dasselbe: Blondin, nur in Trikot und Medaillen gekleidet, stand balanzirend auf dem Seil, überall von Feuerwerk umblitzt, während um und neben ihm allerlei kleinere Plakate sowohl Ballon-Auffahrten, wie Tanzvergnügungen ankündigten. Eins lautete: „Sizilianische Nacht. Um zwei Uhr Wiener Bonbonwalzer."

Botho, der diese Stelle wohl seit Jahr und Tag nicht passirt hatte, las alles mit ungeheucheltem Interesse, bis er nach Passirung der „Haide", deren Schatten ihn ein paar Minuten lang erquickt hatte, jenseits derselben in den Hauptweg einer sehr belebten und in ihrer Verlängerung auf Rixdorf zulaufenden Vorstadt einbog. Wagen, in doppelter und dreifacher Reihe, bewegten sich vor ihm her, bis mit einem Male alles still stand und der Verkehr stockte. „Warum halten wir?" Aber ehe der Kutscher antworten konnte, hörte Botho schon das Fluchen nnd Schimpfen aus der Front her und sah, daß alles ineinander gefahren war. Sich vorbeugend und dabei neugierig nach allen Seiten hin ausspähend, würde ihm, bei der ihm

eigenen Vorliebe für das Volksthümliche, der ganze Zwiſchenfall ſehr wahrſcheinlich mehr Vergnügen als Mißſtimmung bereitet haben, wenn ihn nicht ein vor ihm haltender Wagen ſowohl durch Ladung wie Inſchrift zu trübſeliger Betrachtung angeregt hätte. „Glasbruch-Ein- und Verkauf von Max Zippel in Rixdorf“ ſtand in großen Buchſtaben auf einem wandartigen Hinterbrett und ein ganzer Berg von Scherben thürmte ſich in dem Wagenkaſten auf. „Glück und Glas“ ... Und mit Widerſtreben ſah er hin und dabei war ihm in allen Fingerſpitzen als ſchnitten ihn die Scherben.

Endlich aber kam die Wagenreihe nicht nur wieder in Fluß, ſondern der Schimmel that auch ſein Beſtes, Verſäumtes einzuholen, und eine kleine Weile, ſo hielt man vor einem lehnan gebauten, mit hohem Dach und vorſpringendem Giebel ausſtaffirten Eckhauſe, deſſen Erdgeſchoßfenſter ſo niedrig über der Straße lagen, daß ſie mit dieſer faſt daſſelbe Niveau hatten. Ein eiſerner Arm ſtreckte ſich aus dem Giebel vor und trug einen aufrecht ſtehenden vergoldeten Schlüſſel.

„Was iſt das?“ fragte Botho.

„Der Rollkrug.“

„Gut. Dann ſind wir bald da. Blos hier noch bergan. Thut mir leid um den Schimmel, aber es hilft nichts.“

Der Kutſcher gab dem Pferd einen Knips und gleich darnach fuhren ſie die mäßig anſteigende Bergſtraße hinauf, an deren einer Seite der alte, wegen Ueberfüllung ſchon wieder halb geſchloſſene Jakobi-Kirchhof lag, während an der dem Kirchhofszaun gegenüber gelegenen Seite hohe Miethskaſernen aufſtiegen.

Vor dem letzten Hauſe ſtanden umherziehende Spielleute, Horn und Harfe, dem Anſcheine nach Mann und Frau. Die Frau ſang auch, aber der Wind, der hier ziemlich ſcharf ging, trieb alles hügelan und erſt als Botho zehn Schritt und mehr an dem armen Muſikantenpaare vorüber war, war er in der Lage, Text und Melodie zu hören. Es war daſſelbe Lied, daß ſie damals auf dem Wilmersdorfer Spaziergange ſo heiter und ſo glücklich geſungen hatten, und er erhob ſich und blickte, wie wenn es ihm nachgerufen würde, nach dem Muſikantenpaare zurück. Die ſtanden abgekehrt und ſahen nichts, ein hübſches Dienſtmädchen aber, das an der Giebelſeite des Hauſes mit Fenſterputzen beſchäftigt war und den um- und rückſchauhaltenden Blick des jungen

Offiziers ſich zuſchreiben mochte, ſchwenkte luſtig von ihrem Fenſterbrett her den Lederlappen und fiel übermüthig mit ein: „Ich denke dran, ich danke Dir mein Leben, doch Du Soldat, Soldat denkſt Du daran?“

Botho, die Stirn in die Hand drückend, warf ſich in die Droſchke zurück und ein Gefühl, unendlich ſüß und unendlich ſchmerzlich, ergriff ihn. Aber freilich das Schmerzliche wog vor und fiel erſt ab von ihm, als die Stadt hinter ihm lag und fern am Horizont im blauen Mittagsdämmer die Müggelberge ſichtbar wurden.

Endlich hielten ſie vor dem Neuen Jakobi-Kirchhof.

„Soll ich warten?“

„Ja. Aber nicht hier. Unten beim Rollkrug. Und wenn Sie die Muſikantenleute noch treffen ... hier, das iſt für die arme Frau.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Botho hatte sich der Führung eines gleich am Kirchhofs-Eingange beschäftigten Alten anvertraut und das Grab der Frau Nimptsch in guter Pflege gefunden: Epheuranken waren eingesetzt, ein Geraniumtopf stand dazwischen und an einem Eisenständerchen hing bereits ein Immortellenkranz. „Ah, Lene," sagte Botho vor sich hin. „Immer dieselbe... Ich komme zu spät." Und dann wandt' er sich zu dem neben ihm stehenden Alten und sagte: „War wohl blos 'ne kleine Leiche?"

„Ja, klein war sie man."

„Drei oder vier?"

„Justement vier. Und versteht sich unser alter Superndent. Er sprach blos 's Gebet und die große mittelaltsche Frau, die mit dabei war, so vierzig oder drum rum, die blieb in einem Weinen.

Und auch 'ne Jungſche war mit dabei. Die kommt jetzt alle Woche 'mal und den letzten Sonntag hat ſie den Geranium gebracht. Und will auch noch 'n Stein haben, wie ſie jetzt Mode ſind: grünpolirt mit Namen und Datum drauf."

Und hiernach zog ſich der Alte mit der allen Kirchhofsleuten eigenen Geſchäfts-Politeſſe wieder zurück, während Botho ſeinen Immortellenkranz an den ſchon vorher von Lene gebrachten anhing, den aus Immergrün und weißen Roſen aber um den Generaniumtopf herumlegte. Dann ging er, nachdem er noch eine Weile das ſchlichte Grab betrachtet und der guten Frau Nimptſch liebevoll gedacht hatte, wieder auf den Kirchhofs-Ausgang zu. Der Alte, der hier inzwiſchen ſeine Spalier-Arbeit wieder aufgenommen, ſah ihm, die Mütze ziehend, nach und beſchäftigte ſich mit der Frage, was einen ſo vornehmen Herrn, über deſſen Vornehmheit ihm, ſeinem letzten Händedruck nach, kein Zweifel war, wohl an das Grab der alten Frau geführt haben könne. „Da muß ſo was ſein. Und hat die Droſchke nicht warten laſſen." Aber er kam zu keinem Abſchluß, und um ſich wenigſtens auch ſeinerſeits ſo dankbar wie möglich zu zeigen, nahm er eine der in ſeiner Nähe

ſtehenden Gießkannen und ging erſt auf den kleinen eiſernen Brunnen und dann auf das Grab der Frau Nimptſch zu, um den im Sonnenbrand etwas trocken gewordenen Epheu zu bewäſſern.

Botho war mittlerweile bis an die dicht am Rollkruge haltende Droſchke zurückgegangen, ſtieg hier ein und hielt eine Stunde ſpäter wieder in der Landgrafenſtraße. Der Kutſcher ſprang dienſtfertig ab und öffnete den Schlag.

„Da,“ ſagte Botho ... „Und dies extra. War ja 'ne halbe Landpartie ...“

„Na, man kann's auch woll vor 'ne ganze nehmen.“

„Ich verſtehe,“ lachte Rienäcker. „Da muß ich wohl noch zulegen?“

„Schaden wird's nich ... Danke ſchön, Herr Baron.“

„Aber nun futtert mir auch den Schimmel beſſer 'raus. Is ja ein Jammer.“

Und er grüßte und ſtieg die Treppe hinauf.

* * *

Oben in ſeiner Wohnung war alles ſtill, ſelbſt die Dienſtboten fort, weil ſie wußten, daß er um dieſe Zeit immer im Klub war. Wenigſtens ſeit ſeinen Strohwittwertagen. „Unzuverläſſiges Volk,“ brummte er vor ſich hin und ſchien ärgerlich. Trotz-

dem war es ihm lieb, allein zu ſein. Er wollte niemand ſehn und ſetzte ſich draußen auf den Balkon, um ſo vor ſich hin zu träumen. Aber es war ſtickig unter der herabgelaſſenen Marquiſe, dran zum Ueberfluß auch noch lange blauweiße Franzen hingen, und ſo ſtand er wieder auf, um die große Leinwand in die Höh zu ziehn. Das half. Die ſich nun einſtellende friſche Luftſtrömung that ihm wohl und aufathmend und bis an die Brüſtung vortretend, ſah er über Feld und Wald hin bis auf die Charlottenburger Schloßkuppel, deren malachitfarbne Kupferbekleidung im Glanz der Nachmittagsſonne ſchimmerte.

„Dahinter liegt Spandau,“ ſprach er vor ſich hin. „Und hinter Spandau zieht ſich ein Bahndamm und ein Schienengeleiſe, das bis an den Rhein läuft. Und auf dem Geleiſe ſeh' ich einen Zug, viele Wagen und in einem der Wagen ſitzt Käthe. Wie ſie wohl ausſehen mag? O gut; gewiß. Und wovon ſie wohl ſprechen mag? Nun, ich denke mir von allerlei: pikante Badegeſchichten und vielleicht auch von Frau Salinger's Toiletten und daß es in Berlin doch eigentlich am beſten ſei. Und muß ich mich nicht freuen, daß ſie wiederkommt? Eine ſo hübſche Frau, ſo jung, ſo glücklich, ſo heiter. Und ich freue mich

auch. Aber heute darf ſie nicht kommen. Um Gottes willen nicht. Und doch iſt es ihr zuzutrauen. Sie hat ſeit drei Tagen nicht geſchrieben und ſteht noch ganz auf dem Standpunkt der Ueberraſchungen."

Er hing dem noch eine Weile nach, dann aber wechſelten die Bilder und längſt Zurückliegendes trat ſtatt Käthe's wieder vor ſeine Seele: der Dörr'ſche Garten, der Gang nach Wilmersdorf, die Partie nach Hankel's Ablage. Das war der letzte ſchöne Tag geweſen, die letzte glückliche Stunde .... „Sie ſagte damals, daß ein Haar zu feſt binde, darum weigerte ſie ſich und wollt' es nicht. Und ich? warum beſtand ich darauf? Ja, es giebt ſolche räthſelhaften Kräfte, ſolche Sympathieen aus Himmel oder Hölle und nun bin ich gebunden und kann nicht los. Ach ſie war ſo lieb und gut an jenem Nachmittag, als wir noch allein waren und an Störung nicht dachten, und ich vergeſſe das Bild nicht, wie ſie da zwiſchen den Gräſern ſtand und nach rechts und links hin die Blumen pflückte. Die Blumen, — ich habe ſie noch. Aber ich will ein Ende damit machen. Was ſollen mir dieſe todten Dinge, die mir nur Unruhe ſtiften und mir mein bischen Glück und meinen Ehefrieden koſten, wenn je ein fremdes Auge darauf fällt."

Und er erhob ſich von ſeinem Balkonplatz und ging, durch die ganze Wohnung hin, in ſein nach dem Hofe hinaus gelegenes Arbeitszimmer, das des Morgens in heller Sonne, jetzt aber in tiefem Schatten lag. Die Kühle that ihm wohl und er trat an einen eleganten, noch aus ſeiner Junggeſellenzeit herſtammenden Schreibtiſch heran, deſſen Ebenholzkäſtchen mit allerlei kleinen Silberguirlanden ausgelegt waren. In der Mitte dieſer Käſtchen aber baute ſich ein mit einem Giebelfeld ausgeſtattetes und zur Aufbewahrung von Werthſachen dienendes Säulentempelchen auf, deſſen nach hintenzu gelegenes Geheimfach durch eine Feder geſchloſſen wurde. Botho drückte jetzt auf die Feder und nahm, als das Fach aufſprang, ein kleines Briefbündel heraus, das mit einem rothen Faden umwunden war, obenauf aber, und wie nachträglich eingeſchoben, lagen die Blumen, von denen er eben geſprochen. Er wog das Päckchen in Händen und ſagte, während er den Faden ablöſte: „Viel Freud, viel Leid. Irrungen, Wirrungen. Das alte Lied.“

Er war allein und an Ueberraſchung nicht zu denken. In ſeiner Vorſtellung aber immer noch nicht ſicher genug, ſtand er auf und ſchloß die Thür. Und nun erſt nahm er den obenauf

liegenden Brief und las. Es waren die den Tag vor dem Wilmersdorfer Spaziergange geschriebenen Zeilen, und mit Rührung sah er jetzt im Wiederlesen auf alles das, was er damals mit einem Bleistiftstrichelchen bezeichnet hatte. „Stiehl .... Alléh .... Wie diese liebenswürdigen „h's" mich auch heute wieder anblicken, besser als alle Orthographie der Welt. Und wie klar die Handschrift. Und wie gut und schelmisch, was sie da schreibt. Ach, sie hatte die glücklichste Mischung und war vernünftig und leidenschaftlich zugleich. Alles was sie sagte, hatte Charakter und Tiefe des Gemüths. Arme Bildung, wie weit bleibst du dahinter zurück."

Er nahm nun auch den zweiten Brief und wollte sich überhaupt vom Schluß her bis an den Anfang der Korrespondenz durchlesen. Aber es that ihm zu weh. „Wozu? Wozu beleben und auffrischen, was todt ist und todt bleiben muß? Ich muß aufräumen damit und dabei hoffen, daß mit diesen Trägern der Erinnerung auch die Erinnerungen selbst hinschwinden werden."

Und wirklich, er war es entschlossen und sich rasch von seinem Schreibtisch erhebend, schob er einen Kaminschirm bei Seit' und trat an den kleinen Herd, um die Briefe darauf zu verbrennen.

Und ſiehe da, langſam, als ob er ſich das Gefühl eines ſüßen Schmerzes verlängern wolle, ließ er jetzt Blatt auf Blatt auf die Herdſtelle fallen und in Feuer aufgehen. Das Letzte, was er in Händen hielt, war das Sträußchen und während er ſann und grübelte, kam ihm eine Anwandlung, als ob er jede Blume noch einmal einzeln betrachten und zu dieſem Zwecke das Haarfädchen löſen müſſe. Plötzlich aber, wie von abergläubiſcher Furcht erfaßt, warf er die Blumen den Briefen nach.

Ein Aufflackern noch und nun war alles vorbei, verglommen.

„Ob ich nun frei bin? .... Will ich's denn? Ich will es nicht. Alles Aſche. Und doch gebunden."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Botho ſah in die Aſche. „Wie wenig und wie viel.“ Und dann ſchob er den eleganten Kaminſchirm wieder vor, in deſſen Mitte ſich die Nachbildung einer pompejaniſchen Wandfigur befand. Hundertmal war ſein Auge darüber hinweg geglitten, ohne zu beachten, was es eigentlich ſei, heute ſah er es und ſagte: „Minerva mit Schild und Speer. Aber Speer bei Fuß. Vielleicht bedeutet es Ruhe .... Wär' es ſo.“ Und dann ſtand er auf, ſchloß das um ſeinen beſten Schatz ärmer gewordene Geheimfach und ging wieder nach vorn.

Unterwegs, auf dem ebenſo ſchmalen wie langen Korridore, traf er Köchin und Hausmädchen, die dieſen Augenblick erſt von einem Thiergartenſpaziergange zurückkamen. Als er Beide verlegen und ängſtlich daſtehen ſah, überkam ihn ein menſch-

lich Rühren, aber er bezwang ſich und rief ſich zu, wenn auch freilich mit einem Anfluge von Ironie, „daß endlich einmal ein Exempel ſtatuirt werden müſſe.“ So begann er denn, ſo gut er konnte, die Rolle des donnernden Zeus zu ſpielen. Wo ſie nur geſteckt hätten? Ob das Ordnung und gute Sitte ſei? Er habe nicht Luſt, der gnädigen Frau, wenn ſie zurück komme (vielleicht heute ſchon), einen aus Rand und Band gegangenen Hausſtand zu überliefern. Und der Burſche? „Nun, ich will nichts wiſſen, nichts hören, am wenigſten Entſchuldigungen.“ Und als dies heraus war, ging er weiter und lächelte, zumeiſt über ſich ſelbſt. „Wie leicht iſt doch predigen und wie ſchwer iſt danach handeln und thun. Armer Kanzelheld ich! Bin ich nicht ſelbſt aus Rand und Band? Bin ich nicht ſelber aus Ordnung und guter Sitte? Daß es war, das möchte gehn, aber daß es noch iſt, das iſt das Schlimme.“

Dabei nahm er wieder ſeinen Platz auf dem Balkon und klingelte. Jetzt kam auch der Burſche, faſt noch ängſtlicher und verlegener als die Mädchen, aber es hatte keine Noth mehr, das Wetter war vorüber. „Sage der Köchin, daß ich etwas eſſen will. Nun, warum ſtehſt Du noch? Ah, ich ſehe ſchon (und er lachte), nichts im Hauſe. Trifft ſich

alles vorzüglich .... — Alſo Thee; bringe mir Thee, der wird doch wohl da ſein. Und laß ein paar Schnitten machen; alle Wetter, ich habe Hunger .... Und ſind die Abendzeitungen ſchon da?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeiſter."

Nicht lange, ſo war der Theetiſch draußen auf dem Balkon ſervirt und ſelbſt ein Imbiß hatte ſich gefunden. Botho ſaß zurückgelehnt in den Schaukelſtuhl und ſtarrte nachdenklich in die kleine blaue Flamme. Dann nahm er zunächſt den Moniteur ſeiner kleinen Frau, das „Fremdenblatt", und erſt in weiterer Folge die „Kreuzzeitung" zur Hand und ſah auf die letzte Seite. „Gott, wie wird Käthe ſich freuen, dieſe letzte Seite jeden Tag wieder friſch an der Quelle ſtudiren zu können, will ſagen zwölf Stunden früher als in Schlangenbad. Und hat ſie nicht Recht? „Unſere heut vollzogene eheliche Verbindung beehren ſich anzuzeigen Adalbert von Lichterloh, Regierungsreferendar und Lieutenant der Reſerve, Hildegard von Lichterloh, geb. Holtze." Wundervoll. Und wahrhaftig, ſo zu ſehn, wie ſich's weiter lebt und liebt in der Welt, iſt eigentlich das Beſte. Hochzeit und Kindtaufen! Und ein paar Todesfälle dazwiſchen. Nun, die braucht man ja nicht zu leſen, Käthe thut es nicht und

ich thu' es auch nicht und blos wenn die Vandalen 'mal einen ihrer „alten Herrn" verloren haben und ich das Korpszeichen inmitten der Trauer-Annonce ſehe, das leſ' ich, das erheitert mich und iſt mir immer, als ob der alte Korps-Kämpe zu Hofbräu nach Walhalla geladen wäre. Spatenbräu paßt eigentlich noch beſſer."

Er legte das Blatt wieder bei Seit', weil es klingelte... „Sollte ſie wirklich..." Nein, es war nichts, blos eine vom Wirth heraufgeſchickte Suppenliſte, drauf erſt fünfzig Pfennig gezeichnet ſtanden. Aber den ganzen Abend über blieb er trotzdem in Aufregung, weil ihm beſtändig die Möglichkeit einer Ueberraſchung vorſchwebte, und ſo oft er eine Droſchke mit einem Koffer vorn und einem Damenreiſehute dahinter in die Landgrafenſtraße einbiegen ſah, rief er ſich zu: „Das iſt ſie; ſie liebt dergleichen und ich höre ſie ſchon ſagen: ich dacht' es mir ſo komiſch, Botho."

* * *

Käthe war nicht gekommen. Statt ihrer kam am anderen Morgen ein Brief, worin ſie ihre Rückkehr für den dritten Tag anmeldete. „Sie werde wieder mit Frau Salinger reiſen, die doch, Alles in Allem, eine ſehr nette Frau

ſei, mit viel guter Laune, viel chic und viel Reiſe-Comfort.“

Botho legte den Brief aus der Hand und freute ſich momentan ganz aufrichtig, ſeine ſchöne junge Frau binnen drei Tagen wiederzuſehen. „Unſer Herz hat Platz für allerlei Widerſprüche... Sie dalbert, nun ja, aber eine dalbrige junge Frau iſt immer noch beſſer als keine.“

Danach rief er die Leute zuſammen und ließ ſie wiſſen, daß die gnädige Frau in drei Tagen wieder da ſein werde; ſie ſollten Alles in Stand ſetzen und die Schlöſſer putzen. Und kein Fliegenfleck auf dem großen Spiegel.

Als er ſo Vorkehrungen getroffen, ging er zum Dienſt in die Kaſerne. „Wenn wer fragt, ich bin von fünf an wieder zu Haus.“

Sein Programm für die zwiſchenliegende Zeit ging dahin, daß er bis Mittag auf dem Eskadronhofe bleiben, dann ein paar Stunden reiten und nach dem Ritt im Klub eſſen wollte. Wenn er niemand anders dort traf, ſo traf er doch Balafré, was gleichbedeutend war mit Whiſt en deux und einer Fülle von Hofgeſchichten, wahren und unwahren. Denn Balafré, ſo zuverläſſig er war, legte doch grundſätzlich eine Stunde des Tags für Humbug und Auf-

ſchneidereien an. Ja, dieſe Beſchäftigung ſtand ihm, nach Art eines geiſtigen Sports, unter ſeinen Vergnügungen obenan.

Und wie das Programm war, ſo wurd' es auch ausgeführt. Die Hofuhr in der Kaſerne ſchlug eben zwölf als er ſich in den Sattel hob und nach Paſſirung erſt der „Linden" und gleich danach der Luiſenſtraße, ſchließlich in einen neben dem Kanal hinlaufenden Weg einbog, der weiterhin ſeine Richtung auf Plötzenſee zu nahm. Dabei kam ihm der Tag wieder in Erinnerung, an dem er hier auch herumgeritten war, um ſich Muth für den Abſchied von Lene zu gewinnen, für den Abſchied, der ihm ſo ſchwer ward und der doch ſein mußte. Das war nun drei Jahre. Was lag alles dazwiſchen? Viel Freude; gewiß. Aber es war doch keine rechte Freude geweſen. Ein Bonbon, nicht viel mehr. Und wer kann von Süßigkeiten leben!

Er hing dem noch nach, als er auf einem von der Jungfernhaide her nach dem Kanal hinüberführenden Reitwege zwei Kameraden herankommen ſah, Ulanen, wie die deutlich erkennbaren Czapkas ſchon von fernher verriethen. Aber wer waren ſie? Freilich, die Zweifel auch darüber konnten nicht lange währen und noch ehe man

ſich von hüben und drüben bis auf hundert Schritte genähert hatte, ſah Botho, daß es die Rexins waren, Vettern und beide vom ſelben Regiment.

„Ah, Rienäcker," ſagte der Aeltere. „Wohin?"

„So weit der Himmel blau iſt."

„Das iſt mir zu weit."

„Nun dann bis Saatwinkel."

„Das läßt ſich hören. Da bin ich mit von der Partie, vorausgeſetzt, daß ich nicht ſtöre... Kurt (und hiermit wandt' er ſich an ſeinen jüngeren Begleiter), Pardon! Aber ich habe mit Rienäcker zu ſprechen. Und unter Umſtänden..."

„.. Spricht ſich's beſſer zu Zweien. Ganz nach Deiner Bequemlichkeit, Bozel," und dabei grüßte Kurt von Rexin und ritt weiter. Der mit Bozel angeredete Vetter aber warf ſein Pferd herum, nahm die linke Seite neben dem ihm in der Rangliſte weit vorſtehenden Rienäcker und ſagte: „Nun denn alſo Saatwinkel. In die Tegeler Schußlinie werden wir ja wohl nicht einreiten."

„Ich werd' es wenigſtens zu vermeiden ſuchen," entgegnete Rienäcker, „erſtens mir ſelbſt und zweitens Ihnen zu Liebe. Und drittens und letztens um Henriettens willen. Was würde die

ſchwarze Henriette ſagen, wenn ihr ihr Bogislaw todtgeſchoſſen würde und noch dazu durch eine befreundete Granate?"

„Das würd' ihr freilich einen Stich ins Herz geben", erwiderte Rexin, „und ihr und mir einen Strich durch die Rechnung machen."

„Durch welche Rechnung?"

„Das iſt eben der Punkt, Rienäcker, über den ich mit Ihnen ſprechen wollte."

„Mit mir? Und von welchem Punkte?"

„Sie ſollten es eigentlich errathen und iſt auch nicht ſchwer. Ich ſpreche natürlich von einem Verhältniß, meinem Verhältniß."

„Verhältniß!" lachte Botho. „Nun, ich ſtehe zu Dienſten, Rexin. Aber offen geſtanden, ich weiß nicht recht, was ſpeziell mir Ihr Vertrauen einträgt. Ich bin nach keiner Seite hin, am wenigſten aber nach dieſer, eine beſondere Weisheitsquelle. Da haben wir ganz andere Autoritäten. Eine davon kennen Sie gut. Noch dazu Ihr und Ihres Vetters beſonderer Freund."

„Balafré?"

„Ja."

Rexin fühlte was von Nüchternheit und Ablehnung heraus und ſchwieg einigermaßen verſtimmt. Das aber war mehr, als Botho be-

zweckt hatte, weshalb er sofort wieder einlenkte. „Verhältnisse. Pardon, Rexin, es giebt ihrer so viele."

„Gewiß. Aber so viel ihrer sind, so verschieden sind sie auch."

Botho zuckte mit den Achseln und lächelte. Rexin aber, sichtlich gewillt, sich nicht zum zweiten Male durch Empfindelei stören zu lassen, wiederholte nur in gleichmüthigem Tone: „Ja, so viel ihrer, so verschieden auch. Und ich wundre mich, Rienäcker, gerade Sie mit den Achseln zucken zu sehn. Ich dachte mir ...."

„Nun denn heraus mit der Sprache."

„Soll geschehn."

Und nach einer Weile fuhr Rexin fort: „Ich habe die hohe Schule durchgemacht, bei den Ulanen und schon vorher (Sie wissen, daß ich erst spät dazu kam) in Bonn und Göttingen und brauche keine Lehren und Rathschläge, wenn sich's um das Uebliche handelt. Aber wenn ich mich ehrlich befrage, so handelt sich's in meinem Falle nicht um das Uebliche, sondern um einen Ausnahmefall."

„Glaubt jeder."

„Kurz und gut, ich fühle mich engagirt, mehr als das, ich liebe Henrietten, oder um Ihnen so

recht meine Stimmung zu zeigen, ich liebe die ſchwarze Jette. Ja, dieſer anzügliche Trivialname mit ſeinem Anklang an Kantine paßt mir am beſten, weil ich alle feierlichen Allüren in dieſer Sache vermeiden möchte. Mir iſt ernſthaft genug zu Muth und weil mir ernſthaft zu Muth iſt, kann ich alles, was wie Feierlichkeit und ſchöne Redensart ausſieht, nicht brauchen. Das ſchwächt blos ab.“

Botho nickte zuſtimmend und entſchlug ſich mehr und mehr jedes Anfluges von Spott und Superiorität, den er bis dahin allerdings gezeigt hatte.

„Jette,“ fuhr Rexin fort, „ſtammt aus keiner Ahnenreihe von Engeln und iſt ſelber keiner. Aber wo findet man dergleichen? In unſrer Sphäre? Lächerlich. Alle dieſe Unterſchiede ſind ja gekünſtelt und die gekünſteltſten liegen auf dem Gebiete der Tugend. Natürlich giebt es Tugend und ähnliche ſchöne Sachen, aber Unſchuld und Tugend ſind wie Bismarck und Moltke, das heißt rar. Ich habe mich ganz in Anſchauungen wie dieſe hineingelebt, halte ſie für richtig und habe vor, danach zu handeln ſo weit es geht. Und nun hören Sie, Rienäcker. Ritten wir hier ſtatt an dieſem langweiligen Kanal, ſo langweilig und

ſtrippengerade wie die Formen und Formeln unſrer Geſellſchaft, ich ſage, ritten wir hier ſtatt an dieſem elenden Graben am Sacramento hin und hätten wir ſtatt der Tegeler Schießſtände die Diggings vor uns, ſo würd' ich die Jette freiweg heirathen; ich kann ohne ſie nicht leben, ſie hat es mir angethan und ihre Natürlichkeit, Schlichtheit und wirkliche Liebe wiegen mir zehn Komteſſen auf. Aber es geht nicht. Ich kann es meinen Eltern nicht anthun und mag auch nicht mit ſiebenundzwanzig aus dem Dienſt heraus, um in Texas Cowboy zu werden oder Kellner auf einem Miſſiſſippi-Dampfer. Alſo Mittelkurs ....“

„Was verſtehen Sie darunter?“

„Einigung ohne Sanktion.“

„Alſo Ehe ohne Ehe.“

„Wenn Sie wollen, ja. Mir liegt nichts am Wort, ebenſo wenig wie an Legaliſirung, Sakramentirung, oder wie ſonſt noch dieſe Dinge heißen mögen; ich bin etwas nihiliſtiſch angeflogen und habe keinen rechten Glauben an paſtorale Heiligſprechung. Aber, um's kurz zu machen, ich bin, weil ich nicht anders kann, für Monogamie, nicht aus Gründen der Moral, ſondern aus Gründen meiner mir eingebornen Natur. Mir widerſtehen alle Verhältniſſe, wo knüpfen und löſen ſo zu

ſagen in dieſelbe Stunde fällt, und wenn ich mich eben einen Nihiliſten nannte, ſo kann ich mich mit noch größerem Recht einen Philiſter nennen. Ich ſehne mich nach einfachen Formen, nach einer ſtillen, natürlichen Lebensweiſe, wo Herz zum Herzen ſpricht und wo man das Beſte hat, was man haben kann, Ehrlichkeit, Liebe, Freiheit."

„Freiheit," wiederholte Botho.

„Ja, Rienäcker. Aber weil ich wohl weiß, daß auch Gefahren dahinter lauern und dies Glück der Freiheit, vielleicht aller Freiheit, ein zweiſchneidig Schwert iſt, das verletzen kann, man weiß nicht wie, ſo hab' ich Sie fragen wollen."

„Und ich will Ihnen antworten," ſagte der mit jedem Augenblick ernſter gewordene Rienäcker, dem bei dieſen Konfidenzen das eigne Leben, das zurückliegende, wie das gegenwärtige, wieder vor die Seele treten mochte. „Ja, Rexin, ich will Ihnen antworten, ſo gut ich kann, und ich glaube, daß ich es kann. Und ſo beſchwör' ich Sie denn, bleiben Sie davon. Bei dem, was Sie vorhaben, iſt immer nur zweierlei möglich und das eine iſt gerade ſo ſchlimm wie das andre. Spielen Sie den Treuen und Ausharrenden oder was daſſelbe ſagen will, brechen Sie von Grund aus mit Stand und Herkommen

und Sitte, ſo werden Sie, wenn Sie nicht verſumpfen, über kurz oder lang ſich ſelbſt ein Gräuel und eine Laſt ſein, verläuft es aber anders und ſchließen Sie, wie's die Regel iſt, nach Jahr und Tag Ihren Frieden mit Geſellſchaft und Familie, dann iſt der Jammer da, dann muß gelöſt werden, was durch glückliche Stunden und ach, was mehr bedeutet, durch unglückliche, durch Noth und Aengſte verwebt und verwachſen iſt. Und das thut weh."

Rexin ſchien antworten zu wollen, aber Botho ſah es nicht und fuhr fort: „Lieber Rexin, Sie haben vorhin in einem wahren Muſterſtücke dezenter Ausdrucksweiſe von Verhältniſſen geſprochen, „wo knüpfen und löſen in dieſelbe Stunde fällt", aber dieſe Verhältniſſe, die keine ſind, ſind nicht die ſchlimmſten, die ſchlimmſten ſind die, die, um Sie noch 'mal zu zitiren, den „Mittelkurs" halten. Ich warne Sie, hüten Sie ſich vor dieſem Mittelkurs, hüten Sie ſich vor dem Halben. Was Ihnen Gewinn dünkt, iſt Bankrutt und was Ihnen Hafen ſcheint, iſt Scheiterung. Es führt nie zum Guten, auch wenn äußerlich alles glatt abläuft und keine Verwünſchung ausgeſprochen und kaum ein ſtiller Vorwurf erhoben wird. Und es kann auch nicht anders ſein. Denn alles hat ſeine natürliche Konſequenz, deſſen müſſen wir

eingedenk ſein. Es kann nichts ungeſchehen gemacht werden und ein Bild, das uns in die Seele gegraben wurde, verblaßt nie ganz wieder, ſchwindet nie ganz wieder dahin. Erinnerungen bleiben und Vergleiche kommen. Und ſo denn noch einmal, Freund, zurück von Ihrem Vorhaben oder Ihr Leben empfängt eine Trübung und Sie ringen ſich nie mehr zu Klarheit und Helle durch. Vieles iſt erlaubt, nur nicht das, was die Seele trifft, nur nicht Herzen hineinziehen und wenn's auch blos das eigne wäre."

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Am dritten Tage traf ein im Abreiſemoment aufgegebenes Telegramm ein: „Ich komme heut Abend. K.“

Und wirklich ſie kam. Botho war am Anhalter Bahnhof und wurde der Frau Salinger vorgeſtellt, die von Dank für gute Reiſekameradſchaft nichts hören wollte, vielmehr immer nur wiederholte, wie glücklich ſie geweſen ſei, vor allem aber wie glücklich er ſein müſſe, ſolche reizende junge Frau zu haben. „Schaun's, Herr Baron, wann i das Glück hätt' und der Herr Gemoahl wär', i würd' mi kein' drei Tag' von ſolch ane Frau trenne.“ Woran ſie dann Klagen über die geſammte Männerwelt, aber im ſelben Augenblick auch eine dringende Einladung nach Wien knüpfte. „Wir hoab'n a nett's Häusl kei

Stund von Wian und a paar Reitpferd und a Küch'. In Preußen hoaben's die Schul und in Wian hoaben wir die Küch'. Und i weiß halt nit, was i vorzieh."

„Ich weiß es," ſagte Käthe, „und ich glaube Botho auch."

Damit trennte man ſich und unſer junges Paar ſtieg in einen offenen Wagen, nachdem Ordre gegeben war, das Gepäck nachzuſchicken.

Käthe warf ſich zurück und ſtemmte den kleinen Fuß gegen den Rückſitz, auf dem ein Rieſenbouquet, die letzte Huldigung der von der reizenden Berliner Dame ganz entzückten Schlangenbader Hauswirthin lag. Käthe ſelbſt nahm Botho's Arm und ſchmiegte ſich an ihn, aber auf wenig Augenblicke nur, dann richtete ſie ſich wieder auf und ſagte, während ſie mit dem Sonnenſchirm das immer aufs neue herunterfallende Bouquet feſthielt: „Es iſt doch eigentlich reizend hier, all die Menſchen und die vielen Spreekähne, die vor Enge nicht ein noch aus wiſſen. Und ſo wenig Staub. Ich find' es doch einen rechten Segen, daß ſie jetzt ſprengen und Alles unter Waſſer ſetzen; freilich lange Kleider darf man dabei nicht tragen. Und ſieh nur den Brodwagen da mit dem vorgeſpannten Hund. Es iſt doch zu komiſch.

Nur der Kanal.... Ich weiß nicht, er iſt immer noch ſo...."

„Ja," lachte Botho, „er iſt immer noch ſo. Vier Wochen Julihitze haben ihn nicht verbeſſern können."

Sie fuhren unter den jungen Bäumen hin, Käthe riß ein Lindenblatt ab, nahm's in die hohle Hand und ſchlug drauf, daß es knallte. „So machten wir's immer zu Haus. Und in Schlangenbad, wenn wir nichts Beſſeres zu thun hatten, haben wir's auch ſo gemacht und alle die Spielereien aus der Kinderzeit wieder aufgenommen. Kannſt Du Dir's denken, ich hänge ganz erſthaft an ſolchen Thorheiten und bin doch eigentlich eine alte Perſon und habe abgeſchloſſen."

„Aber Käthe...."

„Ja, ja, Matrone, Du wirſt es ſehn.... Aber ſieh doch nur, Botho, da iſt ja noch der Staketenzaun und das alte Weißbierlokal mit dem komiſchen und etwas unanſtändigen Namen, über den wir in der Penſion immer ſo ſchrecklich gelacht haben. Ich dachte, das Lokal wäre längſt eingegangen. Aber ſo was laſſen ſich die Berliner nicht nehmen, ſo was hält ſich; alles muß nur einen ſonderbaren Namen haben, über den ſie ſich amüſiren können."

Botho ſchwankte zwiſchen Glücklichſein und Anflug von Verſtimmung. „Ich finde, Du biſt ganz unverändert, Käthe.“

„Gewiß bin ich. Und warum ſollt' ich auch verändert ſein? Ich bin ja nicht nach Schlangenbad geſchickt worden, um mich zu verändern, wenigſtens nicht in meinem Charakter und meiner Unterhaltung. Und ob ich mich ſonſt verändert habe? Nun, cher ami, nous verrons.“

„Matrone?“

Sie hielt ihm den Finger auf den Mund und ſchlug den Reiſeſchleier wieder zurück, der ihr halb über das Geſicht gefallen war, gleich danach aber paſſirten ſie den Potsdamer Bahnviadukt, über deſſen Eiſengebälk eben ein Courierzug hinbrauſte. Das gab ein Zittern und Donnern zugleich und als ſie die Brücke hinter ſich hatten, ſagte ſie: „Mir iſt es immer unangenehm gerade drunter zu ſein.“

„Aber die drüber haben es nicht beſſer.“

„Vielleicht nicht. Aber es liegt in der Vorſtellung. Vorſtellungen ſind überhaupt ſo mächtig. Meinſt Du nicht auch?“ Und ſie ſeufzte, wie wenn ſich ihr plötzlich etwas Schreckliches und tief in ihr Leben Eingreifendes vor die Seele geſtellt hätte. Dann aber fuhr ſie fort: „In

England, ſo ſagte mir Mr. Armſtrong, eine Badebekanntſchaft, von der ich Dir noch ausführlicher erzählen muß, übrigens mit einer Alvensleben verheirathet, in England, ſagte er, würden die Todten fünfzehn Fuß tief begraben. Nun fünfzehn Fuß tief iſt nicht ſchlimmer als fünf, aber ich fühlte ordentlich, während er mir's erzählte, wie ſich mir der clay, das iſt nämlich das richtige engliſche Wort, centnerſchwer auf die Bruſt legte. Denn in England haben ſie ſchweren Lehmboden."

„Armſtrong ſagteſt Du ... Bei den badiſchen Dragonern war ein Armſtrong."

„Ein Vetter von dem. Sie ſind alle Vettern, ganz wie bei uns. Ich freue mich ſchon, Dir ihn in all ſeinen kleinen Eigenheiten ſchildern zu können. Ein vollkommener Kavalier mit aufgeſetztem Schnurrbart, worin er freilich etwas zu weit ging. Er ſah ſehr komiſch aus, dieſe gewribbelte Spitze, dran er immer noch weiter wribbelte."

Zehn Minuten ſpäter hielt ihr Wagen vor ihrer Wohnung und Botho, während er ihr den Arm reichte, führte ſie hinauf. Eine Guirlande zog ſich um die große Korridorthür und eine Tafel mit dem Inſchriftsworte „Willkommen",

in dem leider ein „l“ fehlte, hing etwas ſchief an der Guirlande. Käthe ſah hinauf und las und lachte.

„Willkommen! Aber blos mit einem „l“, will ſagen nur halb. Ei, ei. Und „L“ iſt noch dazu der Liebesbuchſtabe. Nun, Du ſollſt auch Alles nur halb haben.“

Und ſo trat ſie durch die Thür in den Korridor ein, wo Köchin und Hausmädchen bereits ſtanden und ihr die Hand küßten.

„Guten Tag, Bertha; guten Tag, Minette. Ja, Kinder, da bin ich wieder. Nun, wie findet Ihr mich? hab' ich mich erholt?“ Und eh' die Mädchen antworten konnten, worauf auch gar nicht gerechnet war, fuhr ſie fort: „Aber Ihr habt Euch erholt. Namentlich Du, Minette, Du biſt ja ordentlich ſtark geworden.“

Minette ſah verlegen vor ſich hin, weshalb Käthe gutmüthig hinzuſetzte: „Ich meine nur hier ſo um Kinn und Hals.“

Indem kam auch der Burſche. „Nun, Orth, ich war ſchon in Sorge um Sie. Gott ſei Dank, ohne Noth; ganz unverfallen, blos ein bischen bläßlich. Aber das macht die Hitze. Und immer noch dieſelben Sommerſproſſen.“

„Ja, gnädige Frau, die ſitzen.“

„Nun das ist recht. Immer ächt in der Farbe.“

Unter solchem Gespräche war sie bis in ihr Schlafzimmer gegangen, wohin Botho und Minette ihr folgten, während die beiden andern sich in ihre Küchenregion zurückzogen.

„Nun, Minette, hilf mir. Erst den Mantel. Und nun nimm den Hut. Aber sei vorsichtig, wir wissen uns sonst vor Staub nicht zu retten. Und nun sage Orth, daß er den Tisch deckt vorn auf dem Balkon, ich habe den ganzen Tag keinen Bissen genossen, weil ich wollte, daß es mir recht gut bei Euch schmecken solle. Und nun geh, liebe Seele; geh, Minette.“

Minette beeilte sich und ging, während Käthe vor dem hohen Stehspiegel stehen blieb und sich das in Unordnung gerathene Haar arrangirte. Zugleich sah sie im Spiegel auf Botho, der neben ihr stand und die schöne junge Frau musterte.

„Nun, Botho,“ sagte sie schelmisch und kokett und ohne sich nach ihm umzusehen.

Und ihre liebenswürdige Koketterie war klug genug berechnet und er umarmte sie, wobei sie sich seinen Liebkosungen überließ. Und nun umspannte er ihre Taille und hob sie hoch in die Höh'. „Käthe, Puppe, liebe Puppe.“

„Puppe, liebe Puppe, das ſollt' ich eigentlich übelnehmen, Botho. Denn mit Puppen ſpielt man. Aber ich nehm' es nicht übel, im Gegentheil. Puppen werden am meiſten geliebt und am beſten behandelt. Und darauf kommt es mir an."

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Es war ein herrlicher Morgen, der Himmel halb bewölkt und in dem leiſen Weſtwinde, der ging, ſaß das junge Paar auf dem Balkon und ſah, während Minette den Kaffeetiſch abräumte, nach dem Zoologiſchen und ſeinen Elephantenhäuſer hinüber, deren bunte Kuppeln im Morgendämmer lagen.

„Ich weiß eigentlich noch nichts," ſagte Botho, „Du biſt ja gleich eingeſchlafen und der Schlaf iſt mir heilig. Aber nun will ich auch Alles wiſſen. Erzähle."

„Ja, erzählen; was ſoll ich erzählen? Ich habe Dir ja ſo viele Briefe geſchrieben, und Anna Grävenitz und Frau Salinger mußt Du ja ſo gut kennen wie ich oder eigentlich noch beſſer, denn ich habe mitunter mehr geſchrieben, als ich wußte."

„Wohl. Aber eben so oft hieß es „davon mündlich.“ Und dieser Moment ist nun da, sonst denk' ich, Du willst mir etwas verschweigen. Von Deinen Ausflügen weiß ich eigentlich gar nichts und Du warst doch in Wiesbaden. Es heißt zwar, daß es in Wiesbaden nur Obersten und alte Generale gäbe, aber es sind doch auch Engländer da. Und bei Engländern fällt mir wieder Dein Schotte ein, von dem Du mir erzählen wolltest. Wie hieß er doch?“

„Armstrong; Mr. Armstrong. Ja, das war ein entzückender Mann und ich begriff seine Frau nicht, eine Alvensleben, wie ich Dir, glaub' ich, schon sagte, die beständig in Verlegenheit kam, wenn er sprach. Und er war doch ein vollkommener Gentleman, der sehr auf sich hielt, auch dann noch, wenn er sich gehen ließ und eine gewisse Nonchalance zeigte. Gentlemen bewähren sich in solchen Momenten immer am besten. Meinst Du nicht auch? Er trug einen blauen Schlips und einen gelben Sommeranzug und sah aus, als ob er darin eingenäht wäre, weshalb Anna Grävenitz immer sagte: Da kommt das Pennal. Und immer ging er mit einem großen aufgespannten Sonnenschirm, was er sich in Indien angewöhnt hatte. Denn er war Offizier

in einem ſchottiſchen Regiment, das lange in Madras oder Bombay geſtanden, oder vielleicht war es auch Delhi. Das iſt aber am Ende gleich. Was der alles erlebt hatte! Seine Konverſation war reizend, wenn man auch mitunter nicht wußte, wie man's nehmen ſollte."

„Alſo zudringlich? Inſolent?"

„Ich bitte Dich, Botho, wie Du nur ſprichſt. Ein Mann wie der; Kavalier comme il faut. Nun, ich will Dir ein Beiſpiel von ſeiner Art zu ſprechen geben. Uns gegenüber ſaß die alte Generalin von Wedell, und Anna Grävenitz fragte ſie (ich glaube, es war gerade der Jahrestag von Königgrätz), ob es wahr ſei, daß dreiunddreißig Wedells im ſiebenjährigen Kriege gefallen ſeien? was die alte Generalin bejahte, hinzuſetzend, es wären eigentlich noch einige mehr geweſen. Alle, die zunächſt ſaßen, waren über die große Zahl erſtaunt, nur Mr. Armſtrong nicht, und als ich ihn wegen ſeiner Gleichgiltigkeit ſcherzhaft zur Rede ſtellte, ſagte er, daß er ſich über ſo kleine Zahlen nicht aufregen könne. „Kleine Zahlen," unterbrach ich ihn, aber er ſetzte lachend und um mich zu widerlegen, hinzu: von den Armſtrongs ſeien einhundertdreiunddreißig in den verſchiedenen Kriegsfehden ſeines Clans umgekommen. Und als die alte

Generalin dies Anfangs nicht glauben wollte, schließlich aber (als Mr. A. dabei beharrte,) neugierig frug: ob denn alle hundertdreiunddreißig auch wirklich „gefallen“ seien? sagte er „Nein, meine Gnädigste, nicht gerade gefallen, die meisten sind wegen Pferdediebstahl von den Engländern, unseren damaligen Feinden, gehenkt worden.“ Und als sich alles über dies unstandesgemäße, ja, man kann wohl sagen, etwas genirliche Gehenktwerden entsetzte, schwor er, „wir thäten Unrecht, Anstoß daran zu nehmen, die Zeiten und Anschauungen änderten sich und was seine doch zunächst betheiligte Familie betreffe, so sähe dieselbe mit Stolz auf diese Heldenvorfahren zurück. Die schottische Kriegsführung habe dreihundert Jahre lang aus Viehraub und Pferdediebstahl bestanden, ländlich sittlich, und er könne nicht finden, daß ein großer Unterschied sei zwischen Länderraub und Viehraub.“

„Verkappter Welfe,“ sagte Botho. „Aber es hat manches für sich.“

„Gewiß. Und ich stand immer auf seiner Seite, wenn er sich in solchen Sätzen erging. Ach, er war zum Todtlachen. Er sagte, man müsse nichts feierlich nehmen, es verlohne sich nicht, und nur das Angeln sei eine ernste Beschäftigung. Er angle mitunter vierzehn Tage lang

im Loch Neß oder im Loch Lochy, denke Dir, ſolche komiſche Namen giebt es in Schottland, und ſchliefe dann im Boot und mit Sonnenaufgang ſtünd' er wieder da und wenn dann die vierzehn Tage um wären, dann mauſ're er ſich, dann ginge die ganze ſchülbrige Haut ab und dann hab' er eine Haut wie ein Baby. Und er thäte das alles aus Eitelkeit, denn ein glatter egaler Teint ſei doch eigentlich das Beſte, was man haben könne. Und dabei ſah er mich ſo an, daß ich nicht gleich eine Antwort finden konnte. Ach, Ihr Männer! Aber das iſt doch wahr, ich hatte von Anfang an ein rechtes Attachement für ihn und nahm nicht Anſtoß an ſeiner Redeweiſe, die ſich mitunter in langen Ausführungen, aber doch viel, viel lieber noch in einem beſtändigen Hin und Her erging. Einer ſeiner Lieblingsſätze war: „Ich kann es nicht leiden, wenn ein einziges Gericht eine Stunde lang auf dem Tiſche ſteht; nur nicht immer daſſelbe, mir iſt es angenehmer, wenn die Gänge raſch wechſeln.“ Und ſo ſprang er immer vom Hundertſten ins Tauſendſte.“

„Nun, da müßt' ihr euch freilich gefunden haben,“ lachte Botho.

„Haben wir auch. Und wir wollen uns Briefe ſchreiben, ganz in dem Stil, wie wir mit

einander geſprochen; das haben wir beim Abſchied gleich ausgemacht. Unſere Herren, auch Deine Freunde, ſind immer ſo gründlich. Und Du biſt der gründlichſte, was mich mitunter recht bedrückt und ungeduldig macht. Und Du mußt mir verſprechen, auch ſo zu ſein, wie Mr. Armſtrong und ein bischen mehr einfach und harmlos plaudern zu wollen und ein bischen raſcher und nicht immer daſſelbe Thema."

Botho verſprach Beſſerung, und als Käthe, die die Superlative liebte, nach Vorführung eines phänomenal reichen Amerikaners, eines abſolut kakerlakigen Schweden mit Kaninchenaugen und einer faszinirend ſchönen Spanierin — mit einem Nachmittagsausfluge nach Limburg, Oranienſtein und Naſſau geſchloſſen und ihrem Gatten abwechſelnd die Krypt, die Kadettenanſtalt und die Waſſerheilanſtalt beſchrieben hatte, zeigte ſie plötzlich auf die Schloßkuppel nach Charlottenburg und ſagte: „Weißt Du, Botho, da müſſen wir heute noch hin oder nach Weſtend oder nach Halenſee. Die Berliner Luft iſt doch etwas ſtickig und hat nichts von dem Athem Gottes, der draußen weht und den die Dichter mit Recht ſo preiſen. Und wenn man aus der Natur kommt, ſo wie ich, ſo hat man das, was ich die Reinheit und

Unſchuld nennen möchte, wieder lieb gewonnen. Ach, Botho, welcher Schatz iſt doch ein unſchuldiges Herz. Ich habe mir feſt vorgenommen, mir ein reines Herz zu bewahren. Und Du mußt mir darin helfen. Ja, das mußt Du, verſprich es mir. Nein, nicht ſo; Du mußt mir dreimal einen Kuß auf die Stirn geben, bräutlich, ich will keine Zärtlichkeit, ich will einen Weihekuß .... Und wenn wir uns mit einem Lunch begnügen, natürlich ein warmes Gericht, ſo können wir um drei draußen ſein."

* * *

Und wirklich, ſie fuhren hinaus und wiewohl die Charlottenburger Luft noch mehr hinter dem „Athem Gottes" zurückblieb als die Berliner, ſo war Käthe doch feſt entſchloſſen, im Schloßpark zu bleiben und Halenſee fallen zu laſſen. Weſtend ſei ſo langweilig und Halenſee ſei noch wieder eine halbe Reiſe, faſt wie nach Schlangenbad, im Schloßpark aber könne man das Mauſoleum ſehen, wo die blaue Beleuchtung einen immer ſo ſonderbar berühre, ja, ſie möchte ſagen, wie wenn einem ein Stück Himmel in die Seele falle. Das ſtimme dann andächtig und zu frommer Betrachtung. Und wenn auch das Mauſoleum nicht wäre, ſo wäre doch die Karpfenbrücke da, mit der Klingel

dran und wenn dann ein großer Mooskarpfen käme, ſo wär' es ihr immer, als käm' ein Krokodil. Und vielleicht wär' auch eine Frau mit Kringeln und Oblaten da, von der man etwas kaufen und dadurch im Kleinen ein gutes Werk thun könne, ſie ſage mit Abſicht ein „gutes Werk" und vermeide das Wort chriſtlich, denn Frau Salinger habe auch immer gegeben.

Und alles verlief programmmäßig und als die Karpfen gefüttert waren, gingen beide weiter in den Park hinein, bis ſie bis dicht an das Belvedere kamen mit ſeinen Rokokofiguren und ſeinen hiſtoriſchen Erinnerungen. Von dieſen Erinnerungen wußte Käthe nichts und Botho nahm deshalb Veranlaſſung, ihr von den Geiſtern abgeſchiedener Kaiſer und Kurfürſten zu erzählen, die der General von Biſchofswerder an eben dieſer Stelle habe erſcheinen laſſen, um den König Friedrich Wilhelm II. aus ſeinen lethargiſchen Zuſtänden oder was daſſelbe geweſen, aus den Händen ſeiner Geliebten zu befreien und ihn auf den Pfad der Tugend zurückzuführen.

„Und hat es geholfen?" fragte Käthe.

„Nein."

„Schade. Dergleichen berührt mich immer tief ſchmerzlich. Und wenn ich mir dann denke,

daß der unglückliche Fürſt (denn unglücklich muß er geweſen ſein) der Schwiegervater der Königin Luiſe war, ſo blutet mir das Herz. Wie muß ſie gelitten haben! Ich kann mir immer in unſerem Preußen ſolche Dinge gar nicht recht denken. Und Biſchofswerder, ſagteſt Du, hieß der General, der die Geiſter erſcheinen ließ?"

„Ja. Bei Hofe hieß er der Laubfroſch."

„Weil er das Wetter machte?"

„Nein, weil er einen grünen Rock trug."

„Ach, das iſt zu komiſch .... Der Laubfroſch."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Bei Sonnenuntergang waren beide wieder daheim und Käthe, nachdem sie Hut und Mantel an Minette gegeben und den Thee beordert hatte, folgte Botho in sein Zimmer, weil es sie nach dem Bewußtsein und der Genugthuung verlangte, den ersten Tag nach der Reise ganz und gar an seiner Seite zugebracht zu haben.

Botho war es zufrieden und weil sie fröstelte, schob er ihr ein Kissen unter die Füße, während er sie zugleich mit einem Plaid zudeckte. Bald danach aber wurd' er abgerufen, um Dienstliches, das der Erledigung bedurfte, rasch abzumachen.

Minuten vergingen und da Kissen und Plaid nicht recht helfen und die gewünschte Wärme nicht geben wollten, so zog Käthe die Klingel und sagte dem eintretenden Diener, daß er ein paar Stücke Holz bringen solle; sie friere so.

Zugleich erhob sie sich, um den Kaminschirm bei Seite zu schieben, und sah, als dies geschehen war, das Häuflein Asche, das noch auf der Eisenplatte lag.

Im selben Momente trat Botho wieder ein und erschrak bei dem Anblick, der sich ihm bot. Aber er beruhigte sich sogleich wieder, als Käthe mit dem Zeigefinger auf die Asche wies und in ihrem scherzhaftesten Tone sagte: „Was bedeutet das, Botho? Sieh', da hab' ich Dich mal wieder ertappt. Nun bekenne. Liebesbriefe? Ja oder nein?"

„Du wirst doch glauben, was Du willst."

„Ja oder nein?"

„Gut denn; ja."

„Das war Recht. Nun kann ich mich beruhigen. Liebesbriefe, zu komisch. Aber wir wollen sie doch lieber zweimal verbrennen; erst zu Asche und dann zu Rauch. Vielleicht glückt es."

Und sie legte die Holzstücke, die der Diener mittlerweile gebracht hatte, geschickt zusammen und versuchte sie mit ein paar Zündhölzchen anzuzünden. Und es gelang auch. Im Nu brannte das Feuer hell auf und während sie den Fauteuil an die Flamme schob und die Füße bequem und um sie zu wärmen, bis an die Eisenstäbe vor-

ſtreckte, ſagte ſie: „Und nun will ich Dir auch die Geſchichte von der Ruſſin auserzählen, die natürlich gar keine Ruſſin war. Aber eine ſehr kluge Perſon. Sie hatte Mandelaugen, alle dieſe Perſonen haben Mandelaugen, und gab vor, daß ſie zur Kur in Schlangenbad ſei. Nun, das kennt man. Einen Arzt hatte ſie nicht, wenigſtens keinen ordentlichen, aber jeden Tag war ſie drüben in Frankfurt oder in Wiesbaden oder auch in Darmſtadt und immer in Begleitung. Und Einige ſagen ſogar, es ſei nicht mal derſelbe geweſen. Und nun hätteſt Du ſehen ſollen, welche Toilette und welche Suffiſance! Kaum, daß ſie grüßte, wenn ſie mit ihrer Ehrendame zur Table d'hote kam. Denn eine Ehrendame hatte ſie, das iſt immer das Erſte bei ſolchen Damen. Und wir nannten ſie „die Pompadour", ich meine die Ruſſin, nnd ſie wußt' es auch, daß wir ſie ſo nannten. Und die alte Generalin Wedell, die ganz auf unſrer Seite ſtand und ſich über die zweifelhafte Perſon ärgerte, (denn eine Perſon war es, darüber war kein Zweifel), die alte Wedell, ſag' ich, ſagte ganz laut über den Tiſch hin: „Ja, meine Damen, die Mode wechſelt in allem, auch in den Taſchen und Täſchchen und ſogar in den Beuteln und Beutelchen. Als ich noch jung war,

gab es noch Pompadours, aber heute giebt es keine Pompadours mehr. Nicht wahr? Es giebt keine Pompadours mehr?" Und dabei lachten wir und sahen alle die Pompadour an. Aber die schreckliche Person gewann trotzdem einen Sieg über uns und sagte mit lauter und scharfer Stimme, denn die alte Wedell hörte schlecht: „Ja, Frau Generalin, es ist so, wie Sie sagen. Nur sonderbar, als die Pompadours abgelöst wurden, kamen die Reticules an die Reihe, die man dann später die Ridicules nannte. Und solche Ridicules giebt es noch." Und dabei sah sie die gute alte Wedell an, die, weil sie nicht antworten konnte, vom Tische aufstand und den Saal verließ. Und nun frag' ich Dich, was sagst Du dazu? Was sagst Du zu solcher Impertinenz?.. Aber Botho, Du sprichst ja nicht, Du hörst ja gar nicht.."

„Doch, doch, Käthe.."

* * *

Drei Wochen später war eine Trauung in der Jakobi-Kirche, deren kreuzgangartiger Vorhof auch heute von einer dichten und neugierigen Menschenmenge, meist Arbeiterfrauen, einige mit ihren Kindern auf dem Arm, besetzt war. Aber auch Schul- und Straßenjugend hatte sich einge-

funden. Allerlei Kutſchen fuhren vor, und gleich aus einer der erſten ſtieg ein Paar, das, ſo lang es im Geſichtskreiſe der Anweſenden verblieb, mit Lachen und Getuſchel begleitet wurde.

„Die Taille", ſagte eine der zunächſt ſtehenden Frauen.

„Taille?"

„Na denn Hüfte."

„Schon mehr Walfiſchrippe."

„Das ſtimmt."

Und kein Zweifel, daß ſich dies Geſpräch noch fortgeſetzt hätte, wenn nicht eben in dieſem Augenblicke die Brautkutſche vorgefahren wäre. Der vom Bock herabſpringende Diener eilte den Kutſchenſchlag zu öffnen, aber der Bräutigam ſelbſt, ein hagerer Herr mit hohem Hut und ſpitzen Vatermördern, war ihm bereits zuvorgekommen und reichte ſeiner Braut die Hand, einem ſehr hübſchen Mädchen, das übrigens, wie gewöhnlich bei Bräuten, weniger um ſeines hübſchen Ausſehens, als um ſeines weißen Atlaskleides willen bewundert wurde. Dann ſtiegen Beide die mit einem etwas abgetretenen Teppich belegte, nur wenig Stufen zählende Steintreppe hinauf, um zunächſt in den Kreuzgang und gleich danach in das Kirchenportal einzutreten. Aller Blicke folgten ihnen.

„Un kein Kranz nich?“ sagte dieselbe Frau, vor deren kritischem Auge kurz vorher die Taille der Frau Dörr so schlecht bestanden hatte.

„Kranz? . . Kranz? . . Wissen Sie denn nich? . . Haben Sie denn nichts munkeln hören?“

„Ach so. Freilich hab' ich. Aber, liebe Kornatzki, wenn es nach's Munkeln ginge, gäb' es gar keine Kränze mehr un Schmidt in der Friedrichstraße könnte man gleich zumachen.“

„Ja, ja,“ lachte jetzt die Kornatzki, „das könnt' er. Un am Ende für so 'nen Alten! Fuffzig jute hat er doch woll auf'n Puckel un sah eigentlich aus, als ob er seine silberne gleich mitfeiern wollte.“

„Woll. So sah er aus. Un haben Sie denn seine Vatermörder gesehn? So was lebt nich.“

„Damit kann er sie gleich dod machen, wenn's wieder munkelt.“

„Ja, das kann er.“

Und so ging es noch eine Weile weiter, während aus der Kirche schon das Präludium der Orgel hörbar wurde.

* * *

Den anderen Morgen saßen Rienäcker und Käthe beim Frühstück, diesmal in Botho's Arbeitszimmer, dessen beide Fenster, um Luft und Licht einzulassen, weit offen standen. Rings um den

Hof her niſtende Schwalben flogen zwitſchernd vorüber und Botho, der ihnen allmorgendlich einige Krumen hinzuſtreuen pflegte, griff eben wieder zu gleichem Zweck nach dem Frühſtückskorb, als ihm das ausgelaſſene Lachen ſeiner ſeit fünf Minuten ſchon in ihre Lieblingszeitung vertieften jungen Frau Veranlaſſung gab, den Korb wieder hinzuſtellen.

„Nun, Käthe, was iſt? Du ſcheinſt ja was ganz beſonders Nettes gefunden zu haben.“

„Hab' ich auch .... Es iſt doch zu komiſch, was es für Namen giebt! Und immer gerade bei Heirats- und Verlobungsanzeigen. Höre doch nur.“

„Ich bin ganz Ohr.“

„.... Ihre heute vollzogene eheliche Verbindung zeigen ergebenſt an: Gideon Franke, Fabrikmeiſter, Magdalene Franke, geb. Nimptſch...., Nimptſch. Kannſt Du Dir 'was Komiſcheres denken? Und dann Gideon!“

Botho nahm das Blatt, aber freilich nur, weil er ſeine Verlegenheit dahinter verbergen wollte. Dann gab er es ihr zurück und ſagte mit ſo viel Leichtigkeit im Ton, als er aufbringen konnte: „Was haſt Du nur gegen Gideon, Käthe? Gideon iſt beſſer als Botho.“

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN